

QVR 31/2008

*Redaktion:* Georg Kremnitz (Leitung), Peter Cichon (Finanzen), Barbara Czernilofsky (technische Ausführung)  
weitere Redaktionsmitglieder: Max Doppelbauer, Astrid Hönigsperger, Fabio Longoni, Kathrin Sartingen, Heinrich Stiehler, Robert Tanzmeister  
korrespondierende Redaktionsmitglieder: Joachim Born, Catherine Parayre, Thomas Widrich  
Sekretariat: Barbara Tiefenbacher

Grafik: Astrid Young  
Druck: facultas

Adresse (Redaktion und Bestellung):  
QVR-homepage: <http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>

Quo vadis, Romania?  
Institut für Romanistik  
Universität Wien  
Universitätscampus AAKH  
Garnisongasse 13, Hof 8  
A-1090 Wien

Jahresabonnement: Ausland 18,- € / Österreich 14,- € (inklusive Zustellung); Selbst-  
abholer 11,- €  
Einzelheft: 8,- € (Selbstabholer 6,- €); Doppelheft: 16,- € (Selbstabholer 12,- €)

Bankverbindung: Bank Austria Creditanstalt Wien, Kto.-Nr. 03230 494 100 (BLZ  
12000)  
IBAN: AT 94 1100 0032 3049 4100; BIC: BKAUATWW

Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung und der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien.
--

ISSN: 1022-3169

QVR 31/2008

## Wolfgang Bandhauer

10.11.1953 – 30.12.2007

Es war sehr still in den Gängen des Instituts für Romanistik der Universität Wien am vergangenen Montag, ein bestürztes Schweigen herrschte in vielen Räumen, und das, obwohl Wolfgang Bandhauer schon im Herbst 1990 seine Stelle als wissenschaftlicher Assistent aufgegeben hatte, um in die Wirtschaft zu gehen. Das zeigt, welchen Eindruck er hinterlassen hat und welcher Respekt ihm noch immer gezollt wird an einer Stelle, an der er einst, vor mehr als dreißig Jahren, sein Studium begonnen hatte und wo er zwischen 1978 und 1990 zunächst als Studienassistent und später als wissenschaftlicher Assistent tätig war. Hier hatte er Romanistik, im Hauptfach Französisch, und Anglistik studiert, hier war er Vertreter der Studentenschaft und hier bekam er seine erste berufliche Position. Das Vertrauen, das sein Lehrer Wolfgang Pollak in ihn setzte, war nicht nur Ermutigung, sondern bedeutete auch, dass er schon in jugendlichem Alter mit zahlreichen Aufgaben in der Institutsleitung betraut wurde, und dass ob der Verpflichtungen in Lehre und Verwaltung seine wissenschaftlichen Interessen oft warten mussten. Die Verwaltung hat ihn viel Kraft, Zeit und Engagement gekostet. Aber es kennzeichnet den Menschen Wolfgang Bandhauer, seine unerschütterliche menschliche Loyalität und Treue, dass er zunächst die Pflichten für die Allgemeinheit erfüllte, und dann erst an sich selbst dachte. Menschen, mit denen er sich verbunden fühlte, konnten auf ihn zählen. Menschen, für die er sich verantwortlich fühlte, wussten, dass er für sie da war. So war er einer der Initiatoren einer Gruppe, die sich für die Interessen der Lektoren einsetzte und damals, als es in den Universitäten noch ein Gremienleben gab, in diesen Gremien eine wichtige Rolle spielte. So stand er für alle ein – und hoffte manchmal vergeblich auf eine entsprechende Antwort.

Seine eigentliche wissenschaftliche Laufbahn begann mit dem Abschluss der Lehramtsprüfung 1980 und mündete 1986 in die Rigorosen dank der 1989 im Narr-Verlag in Tübingen veröffentlichten Dissertation *Diskurs und Metadiskurs. Studien zur Rezeption von französischer und deutscher Sprache der Politik und der Werbung*, ein Buch, das sich noch heute zu konsultieren lohnt und das in vieler Hinsicht die Bündelung der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Interessen Bandhauers spiegelt. Beeinflusst von den linguistischen Positionen seines Lehrers Wolfgang Pollak, macht Bandhauer sich doch auch davon frei

und kommt zu selbständigen Ergebnissen. Er arbeitet mit dem Material, das ihm am Herzen liegt: dem politischen Diskurs und der Sprache der Werbung als öffentlicher Sprache; beides diskutiert er kritisch. Wolfgang Bandhauer war ein durch und durch politischer Mensch, daher verschränken sich seine wissenschaftlichen und seine politischen Interessen immer wieder. Er interessierte sich für Verwaltung und hatte erstaunliche juristische Kenntnisse, auch daher wurde er immer wieder mit Leitungsfunktionen betraut. Alle ihm anvertrauten Aufgaben erledigte er mit hohem Pflichtbewusstsein und mit einem Eifer, der weit über das unmittelbar Notwendige hinausging. Er sah die Universität als einen emanzipatorischen Ort im Sinne Kants, er lebte in dem und von dem Aufbruch der siebziger Jahre, und seine Enttäuschung war unverkennbar, als er erkennen musste, wie der Reformeifer versandete. Wie sehr hat sich daher das ganze Institut gefreut, als er uns 1986 mitteilte, dass er heiraten und eine Familie gründen wollte; wir dachten, er habe ein Anrecht auf mehr Privatleben und wir freuten uns, als wir die Familie langsam wachsen sahen.

Ich erinnere mich noch gut an unsere erste Begegnung vor bald 23 Jahren. Ich sehe noch vor mir dieses Feuer, das in ihm brannte, eine gewisse Aufregung, die Freude auf neue Herausforderungen und Ziele. Ich habe dieses Feuer, durch Erfahrung geläutert, noch in unseren letzten Begegnungen vor ein paar Wochen gespürt: auch für die Reform des Verbandes Wiener Volksbildung wollte er alles geben. Dazwischen stand 1990 der Entschluss, nicht auf dem Wege der Wissenschaft weiterzugehen, sondern neue Herausforderungen in der Wirtschaft zu suchen, seine organisatorischen und Management-Fähigkeiten in den Vordergrund zu stellen. Ich glaube, im Rückblick hat er mit dieser Entscheidung Recht behalten, seine Erfolge auf diesem Feld sind offenkundig. Aber es kennzeichnet den Menschen Wolfgang Bandhauer, dass wir in all den Jahren seiner wirtschaftlichen Tätigkeit nie den Kontakt verloren, dass es auch immer wieder Gelegenheit zu persönlichen und intellektuellen Begegnungen gab. Als er 2007 die Funktion des Geschäftsführers des Verbandes Wiener Volksbildung übernahm, freuten wir uns beide über die Perspektive einer wieder intensivierten Zusammenarbeit und begannen, Pläne zu schmieden. Ich hatte den Eindruck, dass er froh war, an dieser Stelle seine vielfältigen Begabungen und Fähigkeiten bündeln und optimieren zu können. Diese Position war eine Krönung seiner Laufbahn.

Umso schlimmer, dass sie so plötzlich abgebrochen wurde. Wir stehen fassungslos am Grabe dieses Menschen, dessen Leben sich nicht vollenden durfte und können nur in einer ohnmächtigen Geste den Angehörigen unsere Hilflosigkeit sagen. Sie wird nur gemildert durch die vielen Erinnerungen, die

wir an Wolfgang Bandhauer haben, seine Herzlichkeit, seine Fähigkeit zur spontanen Begeisterung, seine Hilfsbereitschaft, und nicht zuletzt seine Klugheit. Alle die ihn kannten, werden diese Züge nicht vergessen, und so lebt er in unserer Erinnerung weiter.

Wien, 11. Januar 2008

Georg Kremnitz



## Inhaltsverzeichnis

Wolfgang Bandhauer 10.11.1953 – 30.12.2007 3

### **Präsentation:**

Peter CICHON, *Neue Minderheiten – eine Chance zur Standortbestimmung für die Mehrheitsgesellschaft* 9

### **Artikel:**

Barbara CZERNILOFSKY, *Was kann man unter „Neuen“ Minderheiten verstehen?* 13

Georg KREMnitz, *Einige problematische Aspekte der Liste Cerquiglini* 17

Roland KÜHNEL, *Nicolas Sarkozy – option ou danger pour les minorités en France? Quelques remarques en tenant compte tout particulièrement d'un « groupe à problèmes » : la communauté maghrébine* 31

António DINIS, *Lusophone Minderheiten in Italien (Rom) – Ein persönlicher Einblick* 38

Astrid HÖNIGSPERGER, *Die chinesische Minderheit in Mailand* 58

Max DOPPELBAUER, *Eine „neue Minderheit“ in Spanien. Zur Anerkennung der Gitanos als Gruppe* 72

### **Varium:**

Kathrin SARTINGEN, *Faustino oder der Pakt mit dem Zuhörer: Die Sprache des Erzählens in der angolanischen Literatur* 96

QVR 31/2008 7



## **Neue Minderheiten – eine Chance zur Standortbestimmung für die Mehrheits- gesellschaft**

Peter CICHON, Wien

Die Unterscheidung zwischen alten und neuen Minderheiten ist juristisch relevant. In Österreich z.B. genießen nach dem Volksgruppengesetz von 1976 die alteingesessenen ethnischen Minderheiten, das sind die burgenländischen Kroaten und Ungarn, die Kärntner Slowenen, die Tschechen und Slowaken und seit 1993 auch die Roma den Status und Schutz als anerkannte autochthone Minderheiten, nicht aber die in jüngerer Vergangenheit zugewanderte Minderheiten, vor allem Türken, Serben und Bosnier. Wo in Ländern der Romania Gesetze zum Schutz sprachlich-kultureller Minderheiten existieren, treffen wir auf ähnliche Unterscheidungen bzw. Ausgrenzungen.

Weitgehende Abgrenzung voneinander ist auch ein bestimmendes Element im Verhältnis zwischen den beiden Gruppen. Es gibt auffällig wenige Bemühungen, die kulturpolitischen Aktivitäten autochthoner und zugewanderter Minderheiten zu bündeln und ihnen damit möglicherweise mehr gesellschaftliche Resonanz und Durchsetzungskraft zu verleihen. Dies mag verschiedene Gründe haben, unterschiedliche kulturpolitische Prioritätenlisten und Strategien, ein entsprechend schwach ausgebildetes Bewusstsein für Interessenskonvergenz, vielleicht auch die Furcht beider Seiten, durch ein gemeinsames Eintreten für mehr Minderheitenrechte die je eigene Position eher zu schwächen als zu stärken. Sicher ist, dass das stärkere Neben- als Miteinander der beiden Gruppen mit ein Grund dafür ist, dass das Minderheitenrecht in den meisten europäischen Ländern auf recht tönernen Füßen steht. Das Fehlen eines gemeinsamen Lobbyings führt oft dazu, dass selbst bescheidene Minderheitengesetze ohne klare Ausführungsbestimmungen bleiben oder diese nicht umgesetzt werden.

Die Präsenz ethnischer Minderheiten ist ein konstitutives Element jeder offenen Gesellschaft. Eine Gesellschaft ohne Minderheiten ist entweder eine hermetische oder eine repressiv assimilatorische. Für eine offene Gesellschaft, in der Minderheiten sichtbar werden, sind die Definition dieser Minderheiten und der Umgang mit ihnen zugleich ein wertvolles Instrument der Selbstvergewisserung bzw. der Standortbestimmung der Gesamtgesellschaft, sagen sie

doch viel über deren kulturelles Selbstverständnis aus. Aufschlussreich ist hier zunächst der Umgang mit autochthonen Minderheiten, doch deren oft Jahrhunderte alte Präsenz hat vielerorts zu weitgehend erstarrten Einstellungs- und Verhaltensroutinen im Umgang mit ihnen geführt und sie im öffentlichen Bewusstsein entsprechend marginalisiert. Damit taugen sie nur bedingt als Seismologen für die aktuelle Befindlichkeit einer Gesellschaft. Anders der Umgang mit neuen Minderheiten. Deren häufig stärkere gesellschaftliche Sichtbarkeit rührt daher, dass die Mehrheitsgesellschaft noch damit beschäftigt ist, ihnen gegenüber Position zu beziehen und sich entsprechend intensiver mit ihnen auseinandersetzt. Stärker als autochthone Minderheiten sind es darum die neuen Minderheiten, die den Mitgliedern der Mehrheitskultur durch ihre Präsenz verdeutlichen bzw. ein Nachdenken darüber anregen können, dass alle Kulturen hybrid sind, dass Ausgrenzungen stets willkürliche Grenzziehungen sind und dass alle großen Kulturen das Ergebnis eines kulturellen *Métissage* sind. Ihre Bedeutung verdanken sie der Fähigkeit und Bereitschaft, sich dem Fremden gegenüber zu öffnen. Die Geschichte ist voll von Beispielen von Gesellschaften, in denen der konstruktive und integrative Umgang mit Alterität der Schlüssel für kulturellen Fortschritt ist: denken wir etwa an das maurische Spanien bis zum Beginn der Herrschaft der Almoraviden, an Sizilien unter der Herrschaft des Stauferkaisers Friedrichs II, wo normannische, arabische und byzantinische Kultureinflüsse eine bereichernde Interaktion eingehen, oder auch an ein Frankreich, das sich Mitte des 16. Jh. italienischen Kultureinflüssen öffnet.

Natürlich ist die Bestimmung und Definition von Minderheiten immer auch eine Machtfrage. Diese Macht hält derjenige in Händen, welcher über Standard und Abweichung, über Zentrum und Peripherie entscheidet. Dies gilt vor allem dort, wo sich Staaten neu organisieren und im Wechselspiel von Integration und Ausgrenzung gewissermaßen über Nacht neue Mehrheiten und Minderheiten entstehen – so geschehen etwa nach dem Zusammenbruch des Habsburgerreiches oder dem des ehemaligen Jugoslawiens.

Wer eine Minderheit ist, bestimmt die Mehrheit. Dabei zeigt diese Mehrheit häufig ein recht ambivalentes Verhalten der Minderheit gegenüber: auf der einen Seite fühlt man sich ihr überlegen und behandelt sie als *Quantité négligeable*, auf der anderen Seite empfindet man ihr Anderssein als unbehaglich, manchmal sogar als bedrohlich, verdrängt ihre Existenz, grenzt sie aus oder betreibt ihre Assimilierung. Gründe für dieses Unbehagen gibt es verschiedene: die Furcht, sich im eigenen Sosein hinterfragen zu müssen, feststellen zu müssen, dass vermeintlich inferiore Kulturen der eigenen durchaus

ebenbürtig sind, die Angst, selbst in eine Minderheitensituation zu geraten u.v.m.

Die Eigenschaft 'ethnische Minderheit' ist eine spezifische Form der Selbst- und Fremdwahrnehmung. Es ist ein relationaler Begriff, der erst in der Außenperspektive greift – in der Innenperspektive erfährt sich eine Minderheit oft ganz anders, definiert sich autonom und nicht in Funktion der dominierenden Sprache und Kultur. 'Minderheit' und 'Mehrheit' sind zudem variable Beschreibungsgrößen, die je nach Perspektive variieren: auf der nächsthöheren Betrachtungsebene wird auch die Mehrheit zur Minderheit. Zudem ist es eine Wahrnehmungsform, die in unserer zunehmend hybriden Gesellschaft oft nur einen Teil der eigenen Biographie abdeckt. So kann jeder in verschiedene Identitäten schlüpfen und sich dem negativen Konnotat von 'Minderheit' zu entziehen versuchen. Diese Versuchung ist groß, denn als Angehöriger einer Minderheit tituliert zu werden, hat oft etwas Stigmatisierendes, wird mit Schwäche assoziiert, mit einem Nichtgenügen gegenüber gesellschaftlichen Anforderungen, es provoziert Ausgrenzung und Assimilationsdruck, im freundlicheren Fall Paternalismus und Schutzreflexe.

Die Relativierung des Begriffs 'Minderheit' hat natürlich etwas Konstruktivistisches an sich. Das schafft bisweilen Unbehagen: konstruktivistische Konzepte haben den Beigeschmack des Beliebigen, des Manipulierbaren und Vergänglichen. Unbehagen kommt dabei vor allem im Denkbereich mit Hybridisierung und Globalisierung auf: er lässt die Vorstellung einer allgemeinen sprachlich-kulturellen Nivellierung entstehen, gedacht vor allem als Aufgehen des Kleinen im Großen und versehen mit dem Etikett der Zwangsläufigkeit.

Es wird viel über Fragen der angemessenen Lebensbedingung ethnischer Minderheiten in einer anderssprachigen Mehrheitsgesellschaft gestritten. Zumindest über gewisse Standards sollte dabei eigentlich Konsens herrschen, so darüber, dass Pluralismus und Toleranz als zentrale Konstituenten der kulturellen Moderne auch und besonders im Umgang von ethnischer Minderheit und Mehrheit gelten sollten, dass auch in Demokratien Minderheiten eines besonderen Schutzes bedürfen und dass zwischen Minderheit und Mehrheit eine Ausgewogenheit der Ansprüche bestehen sollte, konkret zwischen dem Anspruch der Mehrheit auf soziale und kulturelle Integration der Minderheit, und auf der anderen Seite dem Anspruch der Minderheit auf soziale und kulturelle Souveränität und Eigenentwicklung. Wie schwierig es ist, hier verteilungsgerechte Verhältnisse herzustellen, zeigen Beispiele aus der jüngeren Geschichte, so zum einen die Diskussion um das vor einigen Jahren lancierte Konzept von der 'deutschen Leitkultur' und auf der anderen Seite die Kölner

Rede des türkischen Ministerpräsidenten von Februar 2008 und die Reaktionen auf sie.

Weitgehender Konsens herrscht darüber, dass die Existenz und Entwicklungsmöglichkeit von Minderheiten in der sprachlichen Diaspora ein klares und in Begriffen sozialer Nützlichkeit formuliertes Verwendungskonzept für ihre Sprache verlangt. Die schlichte Forderung nach Erhalt sprachlich-kultureller Vielfalt ist allzu museal gedacht und sozial kaum tragfähig. Zugleich bedarf jedes Konzept, das sozialen Erfolg haben will, einer angemessenen Berücksichtigung der jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Aktuell schlägt hier vor allem die Dialektik zwischen Globalisierungstendenzen und nationalen Reflexen zu Buche. Die bisweilen unverhältnismäßig schroffe Ausgrenzung neuer Minderheiten bzw. allophoner Zuwanderer (Stichwort: Ausländerhass) deutet an, dass hier die Minderheit weniger als Minderheit denn als Vorbote einer gefürchteten Entgrenzung der Gesellschaft auf allen Ebenen wahrgenommen wird, verbunden mit der Angst vor kultureller Entwurzelung und dem Verlust der eigenen Identität. Dies gilt jedoch nicht für alle Minderheiten in gleicher Weise. Die Beiträge dieses Themenheftes machen deutlich, dass im Verhältnis zwischen Mehrheiten und neuen Minderheiten erhebliche Unterschiede existieren und dass diese Unterschiede in starkem Maße eine Funktion von kultureller Nähe und Distanz sind.

Wien, den 3.IX.2008

## Was kann man unter „Neuen“ Minderheiten verstehen?

Barbara CZERNILOFSKY, Wien

Aus den Diskussionen in unseren Redaktionssitzungen entstand die Idee, ein Heft zu dem Thema „neue Minderheiten“ herauszubringen. Dabei wurde relativ schnell klar, dass die Thematik zu verschiedenen Ideen der Herangehensweise anregte.

Meist werden die neuen Minderheiten als neu eingewanderte Gruppen gesehen. Wenn dabei auch unklar bleibt, um welche Migrationsbewegungen es sich handelt bzw. was denn zeitlich hier unter dem Begriff „neu“ zu verstehen ist, so kann doch davon ausgegangen werden, dass es um Gruppen geht, die nicht als „autochthon“ oder „historisch“ angesehen werden und die daher auch meist nicht von den entsprechenden Schutzbestimmungen für eben diese Gruppen erfasst werden – wobei wiederum unklar bleibt, wer denn das Recht hat zwischen „neu“ oder „autochthon“ Zuordnungen zu treffen oder zu entscheiden, nach wie vielen Jahrzehnten aus „neu“ „historisch“ wird. Oft sind aber gerade diese nicht autochthonen, eingewanderten Gruppen kulturell gut funktionierende Gemeinschaften, was in ihrem Umfeld, in der Fremd- wie in der Selbstwahrnehmung, sowohl Schwierigkeiten als auch Ansehen bringen kann. Die positive oder negative Wahrnehmung hängt ihrerseits von verschiedenen Faktoren ab, wie der kulturellen oder religiösen Symbolik, die nach außen gezeigt wird, oder der Offenheit bzw. Geschlossenheit der Lebensweise der Gruppen.<sup>1</sup> Ganz wichtig ist dabei auch das Prestige, das die Sprachen dieser Gruppen in den Aufnahmegesellschaften genießen, wobei bekanntlich so genannte Schulsprachen wie Englisch oder Französisch mit innerhalb der betroffenen Gesellschaften eingeschränktem kommunikativen Wert höheres Prestige innehaben als die so genannten Einwanderersprachen aus den im Vergleich zum Aufnahmeland wirtschaftlich schwächeren Ländern, deren Sprachen allerdings aufgrund der hohen Einwandererzahl einen höheren kommunikativen Wert hätten.<sup>2</sup> Diese hier nur kurz angeschnittenen Fragen werden unter dem Aspekt „neue Minderheiten“

---

<sup>1</sup> Z. B. Ghettobildung in den großen Städten, was einerseits von den Mehrheitsgesellschaften abgelehnt wird, andererseits durch deren Verhalten und deren mangelnde Aufnahmembereitschaft oft gefördert wird.

<sup>2</sup> Zum Begriff des kommunikativen Werts cf. Kremnitz 2002, 2003; Bein 2001.

oft gestellt und bearbeitet, was sich auch in einzelnen Beiträgen dieses Hefts niederschlägt.

Eine andere Herangehensweise an die Thematik wäre jene – und ich halte sie in Zeiten der gesetzlichen Aufwertung autochthoner Minderheiten für ein Forschungsdesiderat –, die unter dem Begriff „neu“ nach Veränderungen in der Eigenwahrnehmung von kulturellen Gruppen fragt. Die Aufwertung sprachlicher und kultureller Vielfalt, die in den letzten knapp zwanzig Jahren in weiten Teilen EU-Europas spürbar ist, manchmal in ganz bescheidenem Ausmaß, manchmal in Form einer soliden gesetzlichen Grundlage, kann zu Veränderungen im kollektiven Bewusstsein der Gruppen führen, die sich bspw. in Form der Artikulation von Ansprüchen oder als Aufwertung der eigenen kulturellen Traditionen niederschlägt.

Instrumentarien wie die „Europäische Charta für Regional- oder Minderheitensprachen“ oder das „Rahmenabkommen für nationale Minderheiten“, beides Texte des Europarats<sup>3</sup>, oder auch staatliche Gesetze wie z. B. die italienische *Legge* 482/99 zum Schutz der historischen Minderheiten führen jedoch neben der Aufwertung der über die Texte geschützten Gruppen auch zu der Diskussion, welche Gruppen denn nun von den Schutzbestimmungen erfasst sind und welche nicht.<sup>4</sup> Dabei wird die Frage nach „neu eingewandert“ oder „autochthon“ noch um die Facette reicher, dass sich Gemeinschaften in die Listen der zu schützenden Minderheiten hinein reklamieren, die zuvor die Frage nach ihrer kulturellen Diversität nicht gestellt hatten bzw. ihre sprachlichen, dialektalen oder kulturellen Besonderheiten nicht als von jenen der

---

<sup>3</sup> Der Europarat legt in den 90er Jahren seinen Mitgliedern bekanntlich zwei Texte zum Thema Minderheitenschutz zur Unterschrift und Ratifizierung vor. Das „Rahmenabkommen zum Schutz nationaler Minderheiten“ (1.2.1995 zur Unterzeichnung eröffnet, 1.2.1998 nach zwölf Ratifizierungen in Kraft getreten), und die „Europäische Charta für Regional- oder Minderheitensprachen“ (5.11.1992 zur Unterzeichnung eröffnet, 1.3.1998 nach fünf Ratifizierungen in Kraft getreten) (<http://conventions.coe.int>).

<sup>4</sup> Pizzorusso (2005: 65) weist in Bezug auf das italienische Gesetz 482/99 (*Norme in materia di tutela delle minoranze linguistiche storiche*) darauf hin, dass „Der Katalog der zwölf Sprachminderheiten [...], die sowohl im Titel des Gesetzes als auch in Art. 3 als „historisch“ bezeichnet werden, weniger die Funktion [hat], diese Minderheiten anzuerkennen, da für eine Anerkennung das Verfahren nach Art. 3 beachtet werden muss [...]. Der Katalog dient vielmehr dazu, andere Gruppen, vor allem dialektale Gruppen sowie Nomaden, von der Anwendung des Gesetzes auszuschließen. Der Ausschluss von Dialektgruppen vom Anwendungsbereich des Gesetzes stützt sich auf die zweifelhafte Voraussetzung, dass Sprache und Dialekt objektiv zu unterscheiden seien. Sie verlangten und bekamen z. T. eigene Regionalgesetze. Der Ausschluss der Nomaden beruht auf der Entscheidung für einen strikt territorialen Schutz in Art. 3.“

staatlichen Gemeinschaft abzugrenzenden wahrgenommen und dargestellt hatten.

So können wir die Gruppe der neuen Minderheiten um jene der sich neu oder anders deklarierenden erweitern und einerseits die Frage stellen, welche Faktoren für diese Veränderung im kollektiven Bewusstsein oder in der Eigenwahrnehmung impulsgebend sind, andererseits, welche Auswirkungen diese Prozesse auf das tatsächliche sprachliche und kulturelle Verhalten der betroffenen Gemeinschaften nehmen. Inwieweit schlagen sich Faktoren wie die Aufwertung sprachlicher Vielfalt als erhöhtes Prestige für bestimmte Sprachen innerhalb ihrer Gesellschaften nieder? Welche realen Auswirkungen auf das Sprachbewusstsein, auf die Selbstwahrnehmung und den Sprachgebrauch lassen sich festmachen? Führen diese (letztendlich) zu besseren Sprachkompetenzen in den betroffenen Sprachen? Oder beobachten wir lediglich einen Prozess, in dem die diese Gruppen (theoretisch) vertretenden politischen Klassen erkennen, dass hier Kapital für im weitesten Sinne Kultur und Ausbildung zu requirieren ist, das dann der gesamten Region, Provinz, Gemeinde ... zugute kommt; einen Prozess, der aber letztendlich an Sprachgebrauch, Sprachkompetenz und kulturellem Tun der Betroffenen – und schon gar der Mehrheitsgesellschaft – kaum etwas ändert?

Anregen möchte ich hier zum einen zu der Fragestellung, welche Faktoren, Prozesse oder Instrumentarien für eine sich neu deklarierende Selbstdarstellung, die Ansprüche stellt und Forderungen formuliert, ausschlaggebend sind, und zum zweiten, ob die dadurch kurzfristig wahrnehmbare Aufwertung nachhaltig sein kann, in dem Sinne, dass sie sich sprachenpolitisch positiv in Kompetenz und Performanz niederschlägt. Die sich „neu“ wahrnehmenden und „neu“ deklarierenden Gruppen können sowohl unsere herkömmlich so bezeichneten „neu eingewanderten“ Minderheiten sein, als auch die autochthonen bzw. historischen – die geschützt sein können oder nicht –, als auch jene, die durch den Prozess einer generellen Aufwertung sprachlicher Vielfalt erst als solche wahrnehmbar werden und beginnen, sich zu deklarieren.

## Literatur

Bein, Roberto, 2001. „Die Wechselwirkung Prestige/Gebrauchswert des Französischen: früher erste, heute dritte Fremdsprache in Argentinien“, in: Born, Joachim, (Hg.), 2001. *Mehrsprachigkeit in der Romania*. Franzö-

- sisch im Kontakt und in der Konkurrenz zu anderen Sprachen. Wien: Praesens, 82-90.
- Kremnitz, Georg, 2002. „Zu Status, Prestige und kommunikativen Wert von Sprachen“, in: *Quo vadis, Romania?* 20/2002, 122-128.
- Kremnitz, Georg, 2003. « Le concept du « conflit linguistique » aujourd'hui. Essai d'une mise à jour. Avec une annexe : Quelques remarques sur le terme de « valeur communicative » des langues », in : *Lengas* n° 54, 7-22.
- Pizzorusso, Alessandro, 2005. „Sprachpolitik in Italien und der Provinz Bozen“, in: Marko, Joseph / Ortino, Sergio / Palermo, Francesco / Volmer, Leonhard / Woelk, Jens, (Hgg.), 2005. *Die Verfassung der Südtiroler Autonomie. Die Sonderrechtsordnung der Autonomen Provinz Bozen/Südtirol*. Baden-Baden: Nomos.

## Einige problematische Aspekte der *liste Cerquiglini*

Georg KREMnitz, Wien

### 1. Zur Entstehung

Bekanntlich wollte die Regierung Jospin zwischen 1997 und 1999 ein altes Problem der Sprachenpolitik in Frankreich lösen, indem sie die *Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen* unterzeichnete und ratifizierte. Frankreich hatte bis dahin eine höchst zögerliche Sprachenpolitik betrieben (um es vorsichtig zu sagen), die nach der *chasse aux patois* des späten 19. Jahrhunderts zu der sehr bescheidenen *loi Deixonne* vom 11. Januar 1951 führte (diese war letztlich nur eine ferne Reaktion auf die Toleranzerlasse des Pétain-Regimes aus den frühen vierziger Jahren). Dabei wirkte die französische Politik wie eine Umsetzung der Echternacher Springprozession – zwei Schritte vor, einer zurück, oder umgekehrt. Im Zuge des Ratifizierungsverfahrens des Maastricht-Abkommens von 1992 kam es zu einer Verfassungsänderung und zur Aufnahme des staatlichen Monopols des Französischen in die Verfassung (Art. 2 – man wird das nicht als einen Akt sprachlichen Selbstbewusstsein interpretieren müssen), ohne dass die anderen Sprachen irgendeine Erwähnung gefunden hätten. Nahezu gleichzeitig wurde die *Europäische Charta* vom Europarat zur Ratifizierung aufgelegt, damit wuchs nicht nur der innerfranzösische sondern auch der internationale Druck auf Frankreich, das sich außenpolitisch immer als Schützer von Minderheiten darstellte, seine wenig befriedigende interne sprachpolitische Situation zu verbessern.

Zugleich war innenpolitisch die Auseinandersetzung um das zwar bescheidene, aber lokal mitunter einflussreiche Stimmenpotential der Sprecher der *anderen* Sprachen wieder aufgeflammt. Hatten sie in ferner Vergangenheit vor allem für die Rechte gestimmt, so hatte die Öffnung der Linken in den Sechziger- und Siebziger-Jahren diese Gruppen immer stärker für sie stimmen lassen (vor allem PSU und CIR waren auf die Problematik eingegangen). Die nur teilweise verwirklichten Zusagen der Mitterrand-Ära (« nous déclarons le droit à la différence », hatte der Kandidat Mitterrand während des Wahlkampfes 1981 in Lorient in der Bretagne verkündet, allein die Resultate dieser Ankündigungen hielten sich in Grenzen, sieht man einmal von der Regionalreform des Innenministers Defferre ab) hatten der Rechten wieder eine gewisse Klientel unter den enttäuschten Sprechern der *anderen* Sprachen

verschafft, und auch Chirac hatte während seines Wahlkampfes 1995 mit Versprechungen nicht geizt. Andererseits war die Regierung Jospin der *gauche plurielle* insgesamt für diese Probleme relativ offen. So schien das Terrain relativ günstig.

Andererseits waren Jospin und seine Umgebung sich klar darüber, dass ein solcher Schritt Widerstände auslösen würde, und zwar sowohl von Seiten einer sehr staats- und gleichheitsorientierten Linken als auch von Nationalisten und Traditionalisten auf Seiten der Rechten. Dass Präsident Chirac jede Blöße nutzen würde, die die Regierung der *cobabitation* sich gab, war evident. Daher bereiteten Jospin und seine Umgebung die Unterzeichnung sorgfältig vor. Die Regierung beauftragte den bretonischen Abgeordneten Poignant mit einem Bericht über die politische Umsetzbarkeit der Charta und den Staatsrechtler Carcassonne mit einem verfassungsrechtlichen Gutachten. Beide kamen zu dem Schluss, dass die Charta ratifiziert werden könne, Carcassonne stellte insbesondere die Vereinbarkeit mit der Verfassung fest. Allerdings stellte sich noch die Frage nach den eventuell zu berücksichtigenden Sprachen im Rahmen der Grenzen, welche die *Europäische Charta* selbst vorgab. Daher wurde der Philologe Bernard Cerquiglini von den Ministern für Erziehung, Forschung und Technologie, Claude Allègre, und für Kultur und Kommunikation, Catherine Trautmann, beauftragt, die Liste der in Frage kommenden Sprachen zusammenzustellen. Der entsprechende Passus lautet: « Nous avons décidé de vous confier une mission concernant l'établissement de la liste des langues de France, au sens de la Charte européenne des langues régionales ou minoritaires. »<sup>1</sup> Cerquiglini reichte seinen Bericht unter dem Titel *Les langues de*

---

<sup>1</sup> Zum Begriff *langues de France* vgl. Sibille, Jean, im Druck. « *Langues de France et territoires* ». Sibille geht dabei auf den Beginn des 20. Jhs. zurück, und stellt fest, der Terminus sei 2001 offiziell geworden, als aus der *Délégation Générale à la Langue Française* die *Délégation Générale à la Langue Française et aux Langues de France* geworden sei. Allerdings taucht der Terminus auf Seiten der Betroffenen bereits in den mittleren sechziger Jahren des 20. Jhs. auf, als sich die Arbeitsgemeinschaft der *langues de France* bildete, die sich um eine Verbesserung der gesetzlichen Lage bemühte. Sie umfasste nur Vertreter der historischen „Regionalsprachen“. Treibende Kraft war der Nordkatalane Joan Dorandeu. Vermutlich ist die Bezeichnung von da an bei den Vertretern der betroffenen Sprachen populär geworden. Vgl. auch den *Rapport* von Henri Giordan aus dem Jahre 1981, der damals eine neue Politik gegenüber den Minderheiten einleiten sollte: Giordan, Henri, 1982. *Démocratie culturelle et droit à la différence*. Paris : La Documentation Française. Eine genaue Untersuchung der Entwicklung der Begrifflichkeiten von den *langues et dialectes locaux* der *loi Deixonne* zu den heutigen *langues de France* wäre ein dringendes Desiderat.

*la France* im April 1999 ein<sup>2</sup>. Sein Bericht ist ein Papier von zehn Druckseiten, von denen die ersten sechs sich mit dem Rahmen befassen, in dem die Liste sich bewegt, die Liste selbst steht auf den Seiten 7-8, danach folgen vor allem noch Anmerkungen.

Seine Erkenntnisse wirbelten einigen Staub auf, denn da, wo die offizielle Politik bislang das Monopol des Französischen erblickte, erkannte Cerquiglini nicht weniger als 75 *langues de (la) France* (neben dem Französischen). Der Bruch konnte kaum radikaler sein. Daher erhielt der *rapport Cerquiglini* auch ein sehr zwiespältiges Echo in der veröffentlichten Meinung. Allerdings hatten viele der Kritiker den Text nur oberflächlich gelesen.

## 2. Zu den Voraussetzungen der Liste

Es war von Anfang an klar, dass der politische Auftrag seine Spuren in der zu erstellenden Liste hinterlassen würde. Der Rahmen wurde auf der einen Seite durch den Text der *Charta* vorgegeben, auf der anderen durch die französische Verfassung und schließlich durch die Traditionen des französischen Sprachenrechts, die teilweise auf die *loi Deixonne* und noch weiter zurückgingen. Das offizielle Monopol des Französischen sollte in keiner Weise angetastet werden, die Regierung dachte auch nicht an eine Verfassungsänderung, die angesichts der Mehrheitsverhältnisse in den beiden Häusern des Parlaments kaum eine Chance auf Erfolg gehabt hätte.

Die Charta und der erklärende Bericht, so sagt Cerquiglini, « *semblent procéder avec prudence* ». Es geht um die Bewahrung von Sprachen, nicht um die Schaffung von individuellen oder Gruppenrechten<sup>3</sup> (wobei die beiden Aspekte des Schutzes und des Gebrauchs sich nicht leicht voneinander trennen lassen). Während im ersten Teil (Art. 1-6) die definitorischen Grundlagen formuliert werden, verkündet Teil II (Art. 7) die Grundsätze und Prinzipien der Charta; Teil III (Art. 8-14) zählt die einzelnen Maßnahmen auf, aus denen die Staaten die auswählen müssen, die sie anzuwenden gedenken, und die Teile IV und V (Art. 15-23) enthalten die Kontrollmechanismen und Schluss-

<sup>2</sup> Cerquiglini, Bernard, 1999. *Les langues de la France*. Rapport au Ministre de l'Éducation Nationale, de la Recherche et de la Technologie et à la Ministre de la Culture et de la Communication. Abrufbar unter : [www.culture.fr/culture/dglff](http://www.culture.fr/culture/dglff).

<sup>3</sup> Zum Text der Charta mit einem ausführlichen Kommentar, vgl. Tichy, Heinz, 2000. *Die Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen und das österreichische Recht*. Klagenfurt/Celovec – Ljubljana – Wien: Hermagoras; und Wochrling, Jean-Marie, 2005. *La Charte européenne des langues régionales ou minoritaires*. Un commentaire analytique. Strasbourg : Éditions du Conseil d'Europe.

bestimmungen. Insgesamt lässt die Charta den Staaten zwar viele Freiheiten, ist innerhalb dieser Grenzen dann aber recht konkret; das könnte die insgesamt zögerlichen Beitrittsverhalten bei den Mitgliedstaaten des Europarates mit erklären.

Einige der Definitionen sind für das Verständnis der Liste wichtig. Der Art. 1 definiert als „Regional- oder Minderheitensprachen“ Sprachen

- „i) die herkömmlicherweise [im französischen Text: *traditionnellement*] in einem bestimmten Gebiet eines Staates von Angehörigen dieses Staates gebraucht werden, die eine Gruppe bilden, deren Zahl kleiner ist als die der übrigen Bevölkerung des Staates, und
- ii) die sich von der (den) Staatssprache(n) dieses Staates unterscheiden; er umfasst weder Dialekte der Staatssprache(n) noch die Sprachen von Zuwanderern“.<sup>4</sup>

In seinem Kommentar zu diesen Bestimmungen, welche die Staatsbürgerschaft zur unerlässlichen Voraussetzung macht, aber der Zahl der Sprecher keine große Bedeutung beimisst, konstatiert Cerquiglini, dass die Nichtberücksichtigung der Sprachen der Zuwanderer in einem Staat wie Frankreich, der von der Grundlage des *ius soli* ausgeht (wenn es auch mittlerweile aufgeweicht wurde), problematisch werden könne, da die Kinder von Einwanderern normalerweise französische Staatsbürger sind (p. 4). Diese seien daher zu berücksichtigen, selbst wenn man das Adverb *traditionnellement* beachte, denn die Dauer dieser Traditionen könne verschieden sein. Er begründet damit explizit die Aufnahme des Berberischen und des *arabe parlé en France*, sowie des Hmong und des Westarmenischen in seine Liste (p. 4); darauf wird noch einzugehen sein. Dagegen stellt er nachdrücklich fest, dass Franzosen italienischer, portugiesischer, polnischer, chinesischer Abstammung nicht zu berücksichtigen seien, da deren Sprachen in ihrer Existenz nicht bedroht seien und als Fremdsprachen Eingang in das höhere Schulwesen und die Universitäten gefunden haben. In einem relativ langen Abschnitt versucht er, die Bedeutung des Territoriums, in dem eine Sprache gesprochen wird (die Charta geht darauf in Art. 1 b) ein), zu minimieren, da die moderne Mobilität dieser Begrenzung entgegenstehe. Außerdem versucht er auf diese Weise, die Unterschiede zwischen regionalen und territorial nicht zu fixierenden Spra-

---

<sup>4</sup> Tichy, *op. cit.*, 23. Cerquiglini zitiert die gesamte Passage in seinem *Rapport*.

chen zu verringern<sup>5</sup> (« ratifiant la Charte, la République française aurait donc intérêt, dans sa déclaration, à insister sur la vocation culturelle de la Charte, en minorant la tendance à la territorialisation », p. 5). Schließlich verstößt er implizit gegen das Axiom, es gebe auf französischem Boden keine Minderheiten, wenn er abschließend schreibt : « Elle [la République] pourrait rappeler enfin que seul le français, langue de la République, est la langue de tous et que toute autre langue parlée par un ressortissant français est, de fait, minoritaire. »

In einem weiteren Abschnitt geht er auf die Frage der Varietäten der Staatssprache und auf die des Okzitanischen ein; darüber wird noch zu sprechen sein. Er schließt (p. 6f.) mit einer Synthese über das *patrimoine linguistique de la France*, dessen deutliche interne Unterschiede er hervorhebt, ebenso wie bestimmte soziolinguistische Kriterien, die für die Anerkennung einer Sprache eine Rolle spielen (können), sowie mit einer Empfehlung, die Forschung in diesem Bereich zu intensivieren.

Eine wichtige Grundlage seiner Liste wird nicht explizit erwähnt, sondern spielt nur beiläufig bei der Erklärung des Ausschlusses von Italienisch, Portugiesisch usw. eine Rolle, nämlich das Prinzip, dass die *langues de France* nirgendwo sonst einen offiziellen Status besitzen sollen<sup>6</sup>. Damit nimmt er das auf, was ich die Traditionen der französischen Sprachenpolitik nannte. Schon die *loi Deixonne* zählte nur die Sprachen auf, die (damals) nirgendwo eine offizielle Anerkennung genossen; aus diesem Grund erwähnt sie das Deutsche im Elsass ebenso wenig wie das Italienische auf Korsika oder das Flämische im Westhoek. Erst als das Korsische als eigene romanische Sprache akzeptiert wurde, wurde es 1974 durch Dekret in den Geltungsbereich des Gesetzes aufgenommen. Man kann diese Politik mit dem Willen zur Nichteinmischung erklären, man kann aber auch eine fragmentierende Sprachenpolitik darin sehen, welche versucht, zusammenhängende Kommunikationszonen in kleinere Gebiete aufzuspalten. Die sogenannte Sprachtodforschung erblickt in

---

<sup>5</sup> Diese Strategie entbehrt nicht einer gewissen Ironie, denn die Schöpfer der Charta hatten den Begriff „Regionalsprache“ neben „Minderheitensprache“ implizit eingeführt, um Frankreich eine eventuelle Ratifikation zu erleichtern, da Frankreich bekanntlich die Existenz von Minderheiten – unter Bezug auf das Prinzip der *égalité* – nicht anerkennen will. Die Abschwächung der Bedeutung der territorialen Begrenzung stellt das Prinzip mindestens in Frage.

<sup>6</sup> Dabei handelt es sich um eine spezifisch französische Einschränkung, die dem Geist der Charta nicht entspricht, wie etwa die Berücksichtigung des Deutschen in Dänemark und des Dänischen in Deutschland (Schleswig-Holstein) zeigt.

solchen Fragmentierungen einen deutlichen Hinweis auf die Gefährdung einer Sprache<sup>7</sup>.

Zu diesen Limitierungen kamen vermutlich noch Versuche politischer Einflussnahme, die bestimmte Sprachen in die Liste hinein oder aus ihr heraus reklamierten. Es ist beim heutigen Kenntnisstand kaum möglich zu sagen, in welchem Maße sie auf die definitive Gestalt der Liste Einfluss genommen haben bzw. wie stark die Pressionen waren. Allerdings öffnen gewisse interne Widersprüche die Bahn für Vermutungen in dieser Richtung<sup>8</sup>. Und schließlich hatte Cerquiglini einen offiziellen Auftrag, der ihm nicht völlig freie Hand ließ.

Auf der anderen Seite scheint es der Wille sowohl des Berichterstatters als auch seiner Auftraggeber gewesen zu sein, eine möglichst große Zahl von Sprachen in der Liste unterzubringen<sup>9</sup>, zum einen, um der sprachlichen Realität des heutigen Frankreich möglichst nahe zu kommen, zum anderen um möglicherweise im Falle politischer Auseinandersetzungen Ballast abwerfen zu können (diese letzte Vermutung lässt sich verständlicherweise nicht belegen). Es bleibt festzustellen, dass diese Liste bis heute nicht offiziell ist, da bekanntlich Frankreich die Ratifizierung nicht vollzogen hat; wir bleiben im Bereich der *langues officieuses de la France*<sup>10</sup>.

### 3. Die materielle Form der *Liste*<sup>11</sup> und ihre Gliederung

Die ursprüngliche Liste bildet den letzten Teil des *Rapport* von 1999. Unter der Leitung von Cerquiglini wurde 2003 ein kollektives Werk zu demselben Thema veröffentlicht, das einige kleine Varianten enthält<sup>12</sup>. Weitere kleine Schwankungen kann man in den verschiedenen Auflagen (2002, 2005,

---

<sup>7</sup> Vgl. dazu jetzt u.a. Kremnitz, Georg, 2008. « Sur la délimitation et l'individuation des langues. Avec des exemples pris principalement dans le domaine roman », in : *Estudis Romànics* (Barcelona), XXX, 7-38. Ich halte die Bezeichnung „Sprachtod“ für wenig glücklich, da damit eine biologische Vorstellung erzeugt wird, es handelt sich jedoch um ein soziologisches Faktum.

<sup>8</sup> Andererseits sollte man die Bedeutung solcher Interventionen auch nicht überbewerten. Dort, wo Positionen umstritten sind, neutralisieren sich die unterschiedlichen Pressionen gewöhnlich.

<sup>9</sup> Vgl. Sibille, *op. cit.* Schon der Rapport Carcassonne hatte eine solche Vorgehensweise vorgeschlagen.

<sup>10</sup> Benoît-Rohmer, Florence, 2001. « Les langues officieuses de la France », in : *Revue Française de Droit Constitutionnel*, no. 45, 3-29.

<sup>11</sup> Ich stütze mich hier auf Sibille, *op. cit.*

<sup>12</sup> Cerquiglini, Bernard (dir.), 2003. *Les langues de France*. Paris : PUF.

2008) eines Merkblatts der *Délégation Générale à la Langue Française et aux Langues de France* (DGLFLF) erkennen, das unter dem Titel *Les langues de France, un patrimoine méconnu* (2008 mit dem Zusatz: *une réalité vivante*) erschienen ist. Es scheint hier nicht sinnvoll, sie systematisch aufzuzählen (das macht Jean Sibille in seinem erwähnten Aufsatz), sondern nur im Zusammenhang mit konkreten Problemen darauf einzugehen (es leuchtet ein, dass vor allem in problematischen Bereichen auch die Bezeichnungen schwanken können).

In der ursprünglichen Form der Liste gibt es nur eine geographische Unterteilung in drei Einheiten: *France métropolitaine/Départements d'Outre Mer/Territoires d'Outre Mer*. Das Buch von 2003 unterscheidet zwischen *Langues régionales de France métropolitaine/ Langues non territorialisées* und *Langues des Départements et Territoires d'Outre-Mer*, während das Merkblatt von 2008 zwischen *France métropolitaine/ Outre-Mer* und der *Langue de signes française* unterscheidet. Diese stellt die einzige wichtige Erweiterung des ursprünglichen Inventars da. Cerquiglini erwähnt sie zwar in seinem Bericht in einer Fußnote und meint, sie könne als nicht territorialisierte Sprache in die Liste aufgenommen werden; dort erscheint sie aber nicht. Möglicherweise war 1999 der Anerkennungsdruck, der sich heute in allen Staaten der EU bemerkbar macht und zur Anerkennung der Gebärdensprachen in vielen von ihnen geführt hat, noch nicht genügend stark. Aus praktischen Gründen scheint es relativ sinnvoll, zwischen den „Regionalsprachen“ des Mutterlandes, den nicht territorialisierten Sprachen (dazu gehören die Sprachen der alten und neueren Einwanderung und die Gebärdensprache) und den Sprachen der DOM und TOM (mit anderen Worten, der ehemaligen Kolonialgebiete) zu unterscheiden. Außerhalb der *Liste* zeichnet sich dann noch eine Kategorie ab, nämlich die der *nicht* erwähnten Sprachen, die heute in der Forschung bisweilen als *Langues en France* bezeichnet werden.

Ich lasse jetzt die Liste des *Rapport* von 1999 mit den wichtigsten Änderungen der folgenden Listen folgen, um dann auf einige Probleme hinzuweisen:

France métropolitaine: - dialecte allemand d'Alsace et de Moselle<sup>13</sup>; - basque; - breton; - catalan; - corse; - flamand occidental; - francopro-

---

<sup>13</sup> Hier hätte offensichtlich *dialectes allemands d'Alsace et de Moselle* stehen müssen. Das Merkblatt von 2002 verzeichnet *alsacien* und *francique mosellan*. Im Werk von 2003 wird daraus: *dialectes germaniques d'Alsace et de Moselle*, im Merkblatt 2008: *dialectes allemands d'Alsace et de Moselle (alsacien et francique mosellan)*.

vençal ; - occitan<sup>14</sup> : gascon, languedocien, provençal, auvergnat-limousin, alpin-dauphinois ; - langues d'oïl<sup>15</sup> : franc-comtois, wallon, picard, normand, gallo, poitevin-saintongeais<sup>16</sup>, bourguignon-morvandiau, lorrain ; - berbère ; - arabe dialectal<sup>17</sup> ; - yiddish ; - romani chib<sup>18</sup> ; arménien occidental.

Départements d'Outre Mer : - créoles à base lexicale française : martiniquais, guadeloupéen, guyanais, réunionnais ; - créoles bushinenge (à base lexicale anglo-portugaise) de Guyane : saramaca, aluku, njuka, paramaca ; - langues amérindiennes de Guyane : galibi (ou kalina), wayana, palikur, arawak proprement dit (ou lokono), wayampi, émerillon ; - hmong.

Territoires d'Outre Mer : Nouvelle Calédonie : - 28 langues kanak : *Grande Terre* : nyelâyu, kumak, caac, yuaga, jawe, nemi, fwâi, piye, pwaamei, pwapwâ, dialectes de la région de Voh-Koné<sup>19</sup>, cèmuhi, paicî, ajië, arhâ, arhö, ôrôwe, neku, sîchë, tîrî, xârâcùù, xârâgùrè, drubéa, numèè. *Iles Loyauté* : nengone, drehu, iaai, fagauvea. Territoires français de Polynésie : - tahitien ; - marquisien ; - langue des Tuamotu ; - langue mangaréviennne ; - langue de Ruturu (Iles Australes) ; - langue de Ra'ivavae (Iles Australes), langue de Rapa (Iles Australes)<sup>20</sup> ; - wallisien<sup>21</sup> ; - futunien. Mayotte : - shimaoré ; - shibushi<sup>22</sup>.

Im Merkblatt von 2002 werden zwei neue Einheiten eingeführt, nämlich das *judéo-espagnol* (Sephardisch) und die französische Gebärdensprache. Im

---

<sup>14</sup> Im Werk von 2003 wird daraus *L'occitan ou langue d'oc*. Auch die dialektale Unterteilung ändert sich leicht.

<sup>15</sup> Auch hier ergeben sich im Werk von 2003 kleinere Änderungen, von denen manche nur in der Karte (p. 22) eingezeichnet sind; das *champenois* erhält auch ein eigenes Subkapitel.

<sup>16</sup> Diese Sprache wird 2008 in *poitevin* und *saintongeais* aufgespalten.

<sup>17</sup> Im Werk von 2003 wird daraus präziser *arabe maghrébin*, das Merkblatt von 2008 führt dagegen *arabe dialectal*.

<sup>18</sup> 2003 nur noch *romani*.

<sup>19</sup> 2003: *langue de Voh-Koné*.

<sup>20</sup> 2003 werden aus den sieben hier für Polynesien aufgezählten Sprachen neun.

<sup>21</sup> Das ist ein Druckfehler; die richtige Schreibung ist *walisien*.

<sup>22</sup> Diese beiden Sprachen tauchen im Werk von 2003 unter den Bezeichnungen *maborais* und *malgache de Mayotte* auf (die vorherigen Bezeichnungen bedeuten dasselbe auf Mahorais).

Werk von 2003 tauchen als neue Einheiten die « îlots liguriens de France » auf, die in einigen Grenzorten zu Italien (vielleicht noch) gesprochen werden.

Zunächst stellt diese Liste, deren Einträge zwischen 75 (1999) und etwa 80 (2008) oszillieren, die Frage, ob alle Eintragungen unterschiedliche Sprachen bezeichnen. Vor allem bei den verschiedenen *créoles bushinenge*, aber auch bei den amerikanischen Kreolsprachen mit französischer lexikalischer Grundlage ist die Frage zu stellen, ob es sich nicht „nur“ um miteinander eng verwandte Varietäten handelt. Ähnliches gilt für die verschiedenen Sprachen Polynesiens, während die Verschiedenheit der Sprachen Neu-Kaledoniens nicht in Zweifel gestellt wird<sup>23</sup>; diese Frage ist allerdings für den Nicht-Spezialisten praktisch nicht entscheidbar.

#### 4. Ihre problematischen Aspekte

Auf jeden Fall war Cerquiglini mit seiner Liste ein *coup de théâtre* gelungen, denn sie brach so radikal mit der offiziellen Vorstellung der Einsprachigkeit Frankreichs, wie das noch nie zuvor geschehen war. Cerquiglini und seine Umgebung zog daraus den Schluss, das Frankreich der sprachlich und kulturell vielseitigste Staat Europas sei (wenn sich auch das Mutterland mit 21 Sprachen begnügen muss, der Rest entfällt auf die DOM/TOM). Wo man bisher aus der Einheitlichkeit politischen Gewinn ziehen wollte, suchte man ihn nun in der Vielfalt. Allerdings lohnt es sich, die Liste genauer zu betrachten, denn an einigen Stellen werfen die Eintragungen Fragen auf, vor allem solche nach der Umsetzung der vorgegebenen und verkündeten Kriterien. Es lässt sich vermuten, dass der politische Druck stärker gewesen sein muss, als von den Betroffenen zugegeben wird. Ich werde mich im Folgenden vor allem mit dem im Mutterland vorkommenden Sprachen befassen.

Problematisch ist sicher die Aufnahme der *langues d'oil* in die Liste. Cerquiglini ist sich dessen bewusst und argumentiert (p. 5f.) folgendermaßen:

« [...] le français 'national et standard' d'aujourd'hui possède une individualité forte, qu'a renforcée l'action des écrivains, de l'Etat, de l'école, des médias. Il en résulte qu'on tiendra pour seuls 'dialectes' au sens de la Charte, et donc exclus, les 'français régionaux', c'est-à-dire l'infini [sic] variété des façons de parler cette langue (prononciation, vocabulaire, etc.) en chaque point du territoire. Il en découle également que l'écart n'a cessé de se creuser entre le français et les variétés de la

---

<sup>23</sup> Ich beziehe mich hier auf Sibille, *op. cit.*

langue d'oïl, que l'on ne saurait considérer aujourd'hui comme des 'dialectes du français'; franc-comtois, wallon, picard, normand, gallo, poitevin-saintongeais, bourguignon-morvandiau, lorrain doivent être retenus parmi les langues régionales de la France [...]. »

Würde man diese Argumentation auf andere Kommunikationssituationen ausdehnen, würde sich die Zahl der auf der Erde gesprochenen Sprachen sicher vervielfachen. Wie wenig sicher die Liste der *langues d'oïl* ist, zeigt sich zudem an den (hier nur in Ansätzen referierten) Schwankungen in den Bezeichnungen und Definitionen<sup>24</sup>. Genauere dialektologische Untersuchungen in einigen Fällen haben dazuhin gezeigt, dass nicht immer ein minimaler linguistischer Abstand erreicht wird<sup>25</sup>.

Vielleicht muss man die Entscheidung der Aufnahme dieser Sprachen mit jener verbinden, bei der Nennung des Okzitanischen dessen wichtigste Varietäten aufzuzählen. Stand traditionell die linguistische Einheit des Okzitanischen nie außer Frage (mit der einzigen, gelegentlich diskutierten, Ausnahme der Frage der Zugehörigkeit des Gaskognischen zur *langue d'oc*), so stehen sich seit dem späten 19. Jahrhundert zwei große Thesen gegenüber, die einer sprachlichen Zwei- bzw. Dreiteilung der Galloromania bzw. Frankreichs und die eines Mosaiks von Varietäten, die nahezu unmerklich ineinander übergehen. Die zweite These kam dem Zentralismus der Dritten Republik und dem verkündeten Gleichheitsprinzip der Revolution entgegen, die erste den Forderungen nach größerer Autonomie der peripheren Gebiete. Zwar hat die erste These in der Sprachwissenschaft sich weitgehend durchgesetzt, sie wird von kleinen, aber politisch einflussreichen Kreisen der betroffenen Bevölkerung jedoch immer wieder in Frage gestellt, daher vielleicht diese nicht ganz konsequente Darstellung der Sprachenlage<sup>26</sup>.

Bei nahezu allen Sprachen des Mutterlandes wird das Problem des Status der Sprachen in anderen Staaten *irgendwie* umgangen. Häufig werden dabei

---

<sup>24</sup> So wird es für manchen Leser überraschend sein, das *franc-comtois* als eine Varietät der *langues d'oïl* angeführt zu finden, denn es wurde in der Vergangenheit oft als eine Varietät des Frankoprovenzalischen angesehen.

<sup>25</sup> Italien verwehrt mit genau diesem Argument die Aufnahme von Varietäten wie dem Lombardischen oder dem Venetischen die Aufnahme in die Liste der vom Gesetz 482/1999 anerkannten Minderheitensprachen, das deutlich von der Charta beeinflusst ist, die Italien noch immer nicht ratifiziert hat.

<sup>26</sup> Man kann darin auch eine Auseinandersetzung zwischen kommunikativen und demarkativen Funktionen des Sprechens und der Sprachen sehen, vgl. Kremnitz 2008, *op. cit.*

Varietäten zu Sprachen erklärt bzw. neue Einteilungen geschaffen. Das gilt für das Deutsche im Elsass und in der Mosel (« l'alsacien a pour forme écrite (et scolaire) l'allemand standard », *Rapport*, p. 6), oder für das *flamand occidental*, das einfach zum Kontinuum des Flämischen bzw. Niederländischen gehört und dort letztlich keine eigenständige Rolle spielt. Die Frage der Existenz einer eigenständigen korsischen Sprache ist seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts *de facto* entschieden, ob damit der Kommunikationsfähigkeit dieser Sprache ein Dienst erwiesen wurde, ist eine andere Frage; ihre Zugehörigkeit zum linguistischen Kontinuum des Italienischen steht nicht in Frage. Auch die Erklärung des *arménien occidental* zur *langue de France* dürfte vor allem aus dem Versuch herrühren, nicht nur von *arménien* zu sprechen. Soziologisch gesehen wird diese Varietät zwar vor allem in der Diaspora verwendet, eine kontinuierliche Unabhängigkeit Armeniens dürfte hier jedoch in naher Zukunft die Gewichte verschieben. Ist die Präzisierung *arménien occidental* daher nicht eher kontraproduktiv? Dieselbe Strategie wird bei der Aufzählung von *arabe dialectal* bzw. *maghrébin* verwendet.

In einigen Fällen scheint indes die Frage des Status in anderen Gebieten keine Rolle zu spielen. So wird das Katalanische aufgezählt, obwohl es in drei Regionen Spaniens kooffiziell und in Andorra sogar die einzige offizielle Sprache ist. Auch die Kooffizialität des Baskischen in Euskadi und Navarra scheint kein Problem darzustellen. Was tun mit Sprachen, deren Status sich verändert? Seit 1999 wurde das Berberische (Tamazight) sowohl in Algerien als auch in Marokko zur nationalen Sprache erklärt (das ändert zwar vorläufig nicht viel an den Realitäten, bedeutet jedoch eine beträchtliche symbolische Veränderung). Soll das Konsequenzen für die Anerkennung in Frankreich bekommen?

Auch bei den Kreolsprachen mit französischer lexikalischer Grundlage zeigt sich eine Diskrepanz: in der Liste erscheinen sie mit vier Einheiten, aber es gibt nur *ein* einheitliches CAPES *créole* für die Lehrer an höheren Schulen. Der französische Staat scheint da mit sich selbst nicht ganz eins zu sein. Beim Hmong ist auffällig, dass die gesamte Sprechergruppe erst seit dem Jahr 1977 in Frankreich angesiedelt ist; diese Menschen bzw. ihre Vorfahren wurden aus dem von Krieg durchzogenen Indochina ausgesiedelt.

Während in den bisher betrachteten Fällen der Wille zu einer möglichst extensiven Auslegung der Kriterien erkennbar schien, verwundert in anderen Fällen eine gegenteilige Haltung. Bei den Sprachen der Zuwanderung, sobald es sich *nicht* um die Sprachen ehemaliger Kolonialgebiete handelt, geht die Liste sehr strikt vor. Weder das Italienische, noch das Spanische (Kastilische),

Portugiesische usw. werden aufgenommen. Cerquiglini rechtfertigt das in folgender Weise (p. 4):

«[...] des ressortissants français issus, parfois lointainement, de l'immigration parlent encore l'italien, le portugais, le polonais, le chinois, etc. par transmission familiale. Ces langues ne sont pas à retenir ici. Outre que rien ne les menace, elles sont enseignées, comme langues vivantes étrangères, dans le secondaire et le supérieur. »

Zwar gehört es zu den Prinzipien der Charta, Sprachen zu schützen und nicht primär Rechte für die Sprecher zu schaffen. Aber natürlich entsteht eine schwere Rechtsungleichheit, wenn etwa Sprecher des Hmong (wenigstens im Prinzip) eine Anerkennung ihrer Sprache von der Wiege an beanspruchen können, während Sprecher des Italienischen (um bei diesem Beispiel zu bleiben) dasselbe Recht erst besitzen, wenn sie die höhere Schule erreicht haben. Außerdem tauchen andere Sprachen, deren Sprecher in ihren Herkunftsgebieten mindestens einen schweren Stand haben, oft verfolgt werden, auf keinen Fall Staatssprachen sind, nicht auf, wie etwa das Kurdische (obwohl es mehr Kurden in Frankreich gibt als Hmong). Auch hier lässt sich ein Bruch erkennen. Daneben ist auffällig, dass keine einzige Sprache aus Schwarzafrika in der Liste auftaucht, obwohl bekanntermaßen die Zahl der Immigranten aus diesen Gebieten sehr groß ist und etliche dieser Sprachen (ich denke nur an das Wolof) durchaus Referenzformen besitzen, also im schriftlichen Verkehr und sogar im Unterricht verwendbar wären.

So mutig auf der einen Seite die Entscheidung war, eine möglichst große Zahl von Sprachen zu *langues de France* zu erklären, so evident dürfte die Notwendigkeit sein, in einem zweiten Schritt das Prinzip der *égalité* auch in diesem Bereich anzuwenden. Wenn man in exhaustiver Weise Sprachen anerkennen will, dann wird man die Rechte der Sprecher nicht ganz außer Acht lassen können. Das heißt, dass die Liste erweitert werden müsste, wenn ihre Prinzipien wirklich ernst genommen werden sollen.

## 5. Schluss

Die weiteren Ereignisse sind bekannt: am 7. Mai 1999 unterzeichnet der damalige Europaminister Pierre Moscovici in Budapest die Charta. Allerdings beauftragt Präsident Chirac zu gleicher Zeit den *Conseil Constitutionnel* zu überprüfen, ob die Charta mit der französischen Verfassung vereinbar sei, und dieser kommt – erwartungsgemäß – zu dem Schluss, das sei nicht der Fall,

allen vorherigen rechtlichen Gutachten zum Trotz. Daher hat Frankreich die Charta bis heute nicht ratifiziert, und nichts deutet darauf hin, dass sich das unter dem derzeitigen Präsidenten ändern wird. Die Staatsraison hat einmal mehr über die Menschenrechte gesiegt. Allerdings war die Empörung groß, so dass es nach 1999 zwar bislang nicht zu einer Verfassungsänderung kam, eine Reihe symbolischer Maßnahmen jedoch verkündet wurden.

Cerquiglini selbst hat die Meinung geäußert, die Nichtratifizierung bedeute auch eine Chance, da sie weit mehr Möglichkeiten aufschlüsse als die Charta selbst. Solange er (bis 2004) *Délégué Général à la Langue Française et aux Langues de France* war, schien diese Ansicht eine gewisse Berechtigung zu haben, er wurde dann allerdings vor allem aus politischen Gründen abgelöst. Heute verfügt die DGLFLF nur über vergleichsweise bescheidene Mittel, die eine entschlossene Sprachenpolitik nicht zulassen.

Die *liste Cerquiglini* hat insgesamt eine zwiespältige Aufnahme in der französischen Öffentlichkeit gefunden. Nicht nur Staatsnationalisten betrachten sie mit Entsetzen, auch viele Vertreter der *anderen* Sprachen sind skeptisch bis negativ in ihren Einschätzungen. Neben Detailschwächen und Inkohärenzen bemängeln sie die Zahl der aufgenommenen Einheiten, da sie meinen, eine fördernde Sprachenpolitik sei für eine solche Anzahl von Sprachen praktisch nicht möglich. Wäre die Liste auf wenige Einheiten beschränkt worden, so hätte sie zu einer realistischen Politik führen können. Bisweilen wird Cerquiglini oder seinen Auftraggebern sogar böser Wille unterstellt. Das Argument wird man allerdings so nicht ohne weiteres akzeptieren können. Denn zunächst bedeutet es, die Augen vor der Realität zu verschließen, wenn man *aus diesem Grund* die Liste klein hält. Auf der anderen Seite wäre natürlich die Frage zu stellen gewesen, ob alle aufgezählten (und andere) Sprachen in *derselben* Weise gefördert werden sollen, oder ob nach dem Prinzip der Anerkennung eine praktische Differenzierung erfolgen kann/muss. Letzten Endes wird jede fördernde Sprachenpolitik immer ungenügend sein, denn selbst mit den besten Absichten könnte sie die Mobilität der Menschen nicht ohne Phasenverschiebung nachvollziehen. Die Mobilität zwingt die herkömmlichen Formen von Sprachenpolitik dazu, ihre Grenzen zu erkennen. Eine neue, wirklich demokratische fördernde Sprachenpolitik wird *auch* nach neuen Wegen suchen müssen.

Wie umstritten in Frankreich das Recht auf sprachliche Differenz ist, zeigt sich im Augenblick erneut: im Zuge einer von Präsident Sarkozy angelegten Verfassungsänderung hinsichtlich verschiedener, relativ gewichtiger Punkte wurde auch das Sprachenrecht wieder thematisiert. Es kam sogar zu einer (allerersten) Parlamentsdebatte über das Thema am 7. Mai 2008, in

Georg Kremnitz

deren Gefolge die Anerkennung der „Regionalsprachen“ (es ging nur um sie) als *patrimoine* in den Artikel 1 der Verfassung eingefügt werden sollte. Dieser Antrag wurde von der Nationalversammlung mit recht deutlicher Mehrheit verabschiedet, scheiterte aber im Senat. Ein Kompromissvorschlag macht derzeit die *navette* zwischen den beiden Häusern des französischen Parlaments. Ende offen. Es ist erstaunlich, dass in einem Staat, der die Menschenrechte und die Rechtsgleichheit so sehr als Element seines Selbstverständnisses ansieht, die Anerkennung eines elementaren Entfaltungsrechts noch immer so große Schwierigkeiten bereitet.

Wien, 15.VII.2008

## Nicolas Sarkozy – option ou danger pour les minorités en France ? Quelques remarques en tenant compte tout particulièrement d'un « groupe à problèmes » : la communauté maghrébine

Roland KÜHNEL, Leipzig

### Sarkozy – prototype du « nouveau français » ?

Il n'existe presque pas d'homme politique qui polarise l'opinion publique plus que le nouveau président français, Nicolas Sarkozy. Stigmatisé en tant qu'homme de fer, « politicien du Kärcher », « Sarkozkoni » (cf. Berlusconi) et représentant de la droite,<sup>1</sup> il a surpris tous les critiques en créant un gouvernement de l'entente nationale y compris des ministres de l'opposition de gauche<sup>2</sup> et un « Ministère de l'immigration et de l'identité nationale ». Vu la situation ethnographique de la France, l'intégration des personnes issues de l'immigration<sup>3</sup> semble assez remarquable. De plus, Sarkozy lui-même est le premier président de la France ayant des origines plutôt étrangères que nationales. Des parents venant d'une part de la Hongrie, d'autre part de la Grèce, des grands-parents juifs et, enfin, une ex-épouse d'origine espagnole et une nouvelle épouse italienne.

N'est-ce pas parfait pour une politique positive vis-à-vis des minorités ethniques ou linguistiques ? D'autre part, il y avait beaucoup d'hommes politiques d'origine minoritaire comme Franco, l'Abbé Grégoire ou Domergue, le « grammairien de la Révolution Française », qui étaient spécialement draconiens envers les minorités. Un autre exemple est le Breton Jean-Marie Le Pen qui s'articule de manière très nationale. Au centre des discussions se trouve un aspect : la relation entre la majorité et les minorités et la difficulté de trouver une balance entre ces deux pôles d'une société moderne.

Le fait que Sarkozy fut ministre de l'intérieur sous la présidence de Chirac n'est-il pas favorable à résoudre au moins une partie des problèmes de

---

<sup>1</sup> Dans les médias allemands, on emploie ici le mot „Rechtspopulist“.

<sup>2</sup> Par exemple le ministre des Affaires étrangères, Bernard Kouchner, ou Dominique Strauss-Kahn, président du IWF.

<sup>3</sup> Terme « politiquement correct » en Allemagne : „Personen mit Migrationshintergrund“.

Banlieue (secrétaire d'Etat responsable : Fadela Amara, d'origine algérienne !), malgré le 'mot-clé' de Sarkozy, *Kärcher*?<sup>4</sup> Dans ce contexte, il ne semble pas justifié de qualifier sa politique minoritaire pour des raisons purement tactiques (comme par exemple François Bayrou). D'autre part, il est intéressant que la multiculturalité du gouvernement Fillon se focalise sur des ministres *africains* ou *maghrébins*, mais pas par exemple *bretons* ou *occitans* à l'exception de Jean-Marie Bockel, « symbole de l'ouverture » et ministre *alsacien*. Sa secrétaire d'Etat de la justice, Rachida Dati, est d'origine algérienne, et son secrétaire d'Etat responsable des Affaires étrangères vient du Sénégal. Toutes deux soulignent qu'elles ne se sentent pas comme « immigrées alibi » et qu'elles ne représentent pas une certaine minorité, mais uniquement la France comme nation.<sup>5</sup>

Au niveau de la nomenclature des notions dans le discours de Sarkozy, il est d'abord révélateur qu'il s'agit presque toujours d'un discours *national*. Identité nationale, devoirs nationaux, ouverture de la nation, et au sens élargi sécurité, patriotisme économique et même concernant le concept d'une *Union méditerranéenne* (avec le Maghreb).<sup>6</sup>

En ce qui concerne les minorités, il n'existe pas encore de mots concrets de Sarkozy, notamment en relation avec la fameuse « Charte Européenne des minorités nationales » – pas ratifiée jusqu'à présent. Mais le président s'est positionné d'une manière indirecte en faveur d'une minorité hyper-protégée en France : les Arméniens. La reconnaissance du génocide arménien<sup>7</sup> en Turquie après la Première Guerre Mondiale et le refus strict d'une adhésion de la Turquie à l'Union Européenne est le seul indicateur d'une politique minoritaire de Sarkozy. En ce qui concerne l'autre groupe minoritaire très protégée, les Juifs de France, Sarkozy semble être neutre, ou pour mieux dire ambivalent (comme par exemple Mitterrand).

En tant que linguiste de la philologie romane nous pourrions caractériser la position de Sarkozy envers la politique minoritaire du premier-ministre espagnol, Zapatero. En Espagne, le gouvernement est confronté à des aspirations indépendantistes massives et concrètes de la part des Catalans, des Basques et partiellement des Galiciens. Les élites de la France observent intensément les développements dans leurs pays voisins, vu les problèmes avec

---

<sup>4</sup> Cf. Finkelkraut, Alain, 2005. „Ein Pogrom gegen die Republik“, in: *Die Welt* (Berlin), 10.12.2005, p.1 et Todd, Emmanuel, 1998. *Das Schicksal der Immigranten*. Hildesheim.

<sup>5</sup> V. par exemple [www.botschaft-frankreich.de](http://www.botschaft-frankreich.de).

<sup>6</sup> Sa première visite à l'étranger l'a mené à Berlin, puis à Alger.

<sup>7</sup> Une personne qui nie ce fait historique (indépendamment du nombre exact des victimes) sera punie par le Code pénal (cf. „Auschwitz-Lüge“ en Allemagne).

les Corses. La France et l'Espagne partagent depuis des siècles au moins un *leitmotiv* de la politique intérieure : le centralisme – la France avec beaucoup de succès (si l'on est plutôt national), l'Espagne avec de moins en moins de succès. D'une position centraliste et sur la base de la raison d'Etat, il y a une coopération indirecte entre ces deux pays voisins regardant les objectifs des Catalans et des Basques parce que ce sont des problèmes binationaux. Heureusement pour la France, les Catalans n'ont guère d'intérêt à une (ré-)unification d'une *Catalunya* historique des Moyen-Ages avec la région de Perpignan, et les Basques espagnols ne trouvent guère de sympathies auprès de leurs compatriotes (historiques) bascophones dans la région de Biarritz et Bayonne.

Dans ce contexte, le nouveau président Sarkozy semble être une vraie incarnation des valeurs républicaines et même (si l'on veut) du style Napoléon. D'autre part, il ne souligne ni la notion de « Grandeur » au sens de Charles de Gaulle, ni les valeurs de la Francophonie qui ont des responsables *maghrébins* ou *africains*.

Si l'on analyse les discours de Sarkozy, on peut facilement constater une tendance nationale voire nationaliste mais pas concrètement. Jusqu'à présent, il n'y a pas de tentatives de changer fondamentalement la constitution dans le domaine des langues ou des minorités. Officiellement, il n'y a pas de minorités linguistiques en France mais seulement des *groupes ayant des particularités linguistiques*. De plus, on parle très souvent des dialectes *au pluriel* en ce qui concerne par exemple l'occitan ou même dans la tradition jacobiniste des patois.

### **Conscience de langue et loyauté de langue auprès des minorités en France**

Tout d'abord nous pouvons constater d'une façon générale que la conscience de langue des minorités linguistiques est peu développée. Malgré le fait qu'il y ait des initiatives régionales en Alsace, en Bretagne et dans le Sud occitan (écoles *Calandretas*), l'écho des ces activités à l'échelle nationale est assez minime. La loyauté de langue des Occitans ou des Bretons envers leur langue maternelle (au moins historiquement) semble être insuffisante pour sauvegarder les langues autochtones. Dans ce processus les locuteurs eux-mêmes sont responsables de maintenir leurs langues. A mon avis, ils ne pourraient pas attendre beaucoup d'un Etat qui est basé sur l'unité de la nation et

de la langue et qui était parfois dans l'histoire très hostile vis-à-vis des langues minoritaires.<sup>8</sup>

D'autant plus que l'Etat français joue de temps en temps la « carte de Vichy », c'est-à-dire dans le cas (rare) où quelques représentants des minorités osent demander plus de respect pour les langues minoritaires, le gouvernement reproche à ces représentants de rétablir un régime linguistique de Vichy. Il est vrai que les occupants allemands ont favorisé la langue d'Alsace (pas les Alsaciens !), les Bretons, les Flamands (aussi en Belgique), même les Occitans. Mais cette politique d'antan des Nazis ne justifie pas une marginalisation ou discrimination des langues historiques de France. De plus, il n'existe (mis à part les Corses) aucun vrai séparatisme chez les minorités dans l'Hexagone.

Un cas spécial de la situation des langues en France est la communauté maghrébine à savoir sur le plan politico-historique et démographique, mais aussi sur le plan linguistique. Les Marocains et les Algériens de la deuxième et troisième génération en France<sup>9</sup> qui représentent environ 40% de la population immigrée ont créé – comme exception parmi les groupes d'immigration – une langue propre, une variété propre : la langue de *Beur(s)*. Traditionnellement perçu en tant que verlan arabe (beur = l'inverse du mot 'arabe') cette forme de langue (ou langage) semble devenue entre-temps une langue quasi-parallèle tout du moins dans les Banlieues des grandes métropoles en France comme Paris, Lyon, Marseille et Nice. Cette variété pourrait se développer malgré la grande force centraliste du système d'éducation où la seule langue d'instruction est depuis la Révolution Française et Jules Ferry la langue française.

Contrairement aux autres communautés d'immigration, les *Beurs*<sup>10</sup> ont formé un monde linguistique parallèle<sup>11</sup> qui, à mon avis, est totalement contradictoire pour une intégration (ou assimilation) efficace dans la Nation française. Ce monde est très hétérogène. Les « vieux » Beurs cultivent « leur » langue de *Beur* des années quatre-vingt (-dix), par exemple Azouz Begag. Ceux qui ont réussi dans la société seront partiellement stigmatisés comme « traîtres » pour ce comportement linguistique – de la part de la propre communauté. Les nouveaux *Beurs* ne veulent pas s'identifier avec la soi-disante

---

<sup>8</sup> Si l'on favorise les aspirations catalans et basques on pourrait dire que celles-ci sont un modèle parfait par exemple pour les Occitans.

<sup>9</sup> Politiquement plus « correct » : les Français d'origine marocaine ou algérienne.

<sup>10</sup> Il existe dans la terminologie féministe également une forme féminine : *Beurette*.

<sup>11</sup> Fouad Laroui, linguiste marocain en France accentue : « Je n'ai que des langues secondes », *Qantara*, Paris, numéro 30/1999, 56.

*Beurgoisie*, qui ne parle pas un « *Beur* correct » et ont inventé un « contre-*Beur* » avec un lexique réformé.

La catégorisation de la langue de *Beur* (ou au pluriel, des langues de *Beur*) est assez ambivalente tout d'abord dans le sens de Saussure de 'langue-parole'. Elle pourrait être classifiée comme sociolecte, jargon (spécifique) ou – dans le sens de Schuchardt – comme langue mixte. De plus, il est difficile de clarifier la base de cette langue : est-elle plus arabe ou plus française ? Goudaillier considère la langue française comme base mais il souligne en même temps le « danger d'une déstructuration de la langue circulante (français, R.K.) »<sup>12</sup>. Du point de vue de la philologie romane mais aussi arabe la langue de *Beur* est une sorte de laboratoire des relations franco-arabes, elle manifeste un potentiel créateur de ceux qui le parlent et qui l'écrivent.

Il est remarquable que même des mots arabes seront verlanisés, p.ex. « tabīb » (arabe standard pour 'médecin') devient 'babtou'. En outre ces formes intérieures 'nationales' de France, il existe aussi des formes transfrontalières, surtout par le biais de la musique *Rai* (en arabe : opinion). Exemples : 'pīsri/épicerie', 'lāri/l'arrêt', 'likûl/l'école'. Dans ce contexte, on doit souligner qu'il n'y a pas de phénomène comparable de *Beur* au Maghreb. Le Franco-Arabe en Algérie, au Maroc et en Tunisie est une vraie langue mixte sur le plan lexical, phonétique et parfois grammatical ; il n'est pas une sorte de Verlan comme en France.<sup>13</sup> Les structures du Franco-Arabe au Maghreb (et au Liban) sont plus françaises, c'est-à-dire plus facile à distinguer les racines étymologiques européennes. Bien sûr, il y a des exceptions qui sont difficiles à déchiffrer même pour un Arabe, par exemple le mot 'hittiste' qui est une combinaison du mot arabe (standard) 'hâ'it'/mur et le suffixe français -iste (personne, nom de profession). Il s'agit alors d'une personne qui s'appuie sur un mur. Sans la connaissance concrète de la situation en Algérie où se trouvent ces personnes chaque jour dans les rues des villes on ne peut pas reconnaître ce mot. Le mot est un néologisme algérien pour 'chômeur'. En plus, il existe la forme de 'shomar' pour 'chômeur', une forme plus arabisée. Cela veut dire qu'il existe deux formes mixtes – à côté des formes standard arabes et françaises. Enfin, il est important de souligner qu'un Marocain ne peut pas comprendre un tel mot mixte algérien et *vice versa*. On doit attendre dans le futur plus de formes qui seront concurrentielles. Autrement dit, ces développements sont aussi importants pour la France. La France sera aussi

<sup>12</sup> Goudaillier, Jean-Pierre, 1999. « Comment tu me tchatches », *Qantara*, Paris, numéro 30/1999, 53-57.

<sup>13</sup> C'est aussi le cas pour toutes les autres langues mixtes dans la Francophonie mondiale.

arabisée (plus ou moins) aussi bien que le Maghreb sera francisé. Le but de Sarkozy de créer une Union Méditerranéenne semble être déjà aujourd'hui la réalité dans le domaine des langues.

### Options des minorités

En tant que représentant ou partisan d'une minorité en France on devrait être conscient du fait que l'unité de la nation et la langue française sont un axiome de la raison d'Etat. Cela veut dire que le succès d'une minorité dépend extrêmement de la volonté de la minorité elle-même. Mais où est le modèle d'un tel succès ? La voie pacifique des Catalans espagnols ou plutôt la voie violente des Corses ou Basques ? Selon moi, il existe depuis un an une troisième option : Nicolas Sarkozy. Les minorités quelques soient leurs conditions concrètes ou aspirations nationales pourraient profiter de la *vita* de Sarkozy pour leurs fins. Il serait délicat pour « Sarko » de qualifier ces désirs minoritaires comme séparatistes ou anti-nationaux si le suprême représentant de l'Etat est lui-même d'origine plutôt minoritaire que nationale.

De plus, tous ceux qui le désirent pourraient aussi prendre au sérieux les mots du président concernant sa volonté d'être le président de tous les Français. D'autant plus qu'il a prouvé cette volonté en créant un gouvernement multi-ethnique et multi-racial (si l'on accepte ce terme).

Il est assez curieux que jusqu'à présent seulement les groupes d'immigration d'origine arabe et africaine ont réussi à participer activement au gouvernement mais pas ceux « d'origine » bretonne ou occitane. Autrement dit, il y a en principe une sorte de concurrence entre les minorités autochtones (par exemple breton) et allochtones (par exemple algérien).

Du point de vue de la philologie romane, il serait essentiel que spécialement les protagonistes de la culture occitane reconnaissent la possibilité de la présidence de Sarkozy qui est caractérisée par un grand pragmatisme (ou populisme si l'on préfère cette notion). Dans ce contexte, il est aussi intéressant dans quelle mesure les crispations actuelles entre les Flamands et les Wallons en Belgique se développent dans les prochains mois. Les minorités françaises doivent d'abord demander des mesures pratiques, par exemple plus d'influence dans les médias, plus de droits dans la vie quotidienne, plus de respect de la part de l'Etat en général et, pourquoi pas, plus d'officialisation dans la constitution française. L'idée de l'ancien président Charles de Gaulle d'une « Europe des régions » n'est pas obsolète. Bien au contraire, seules des régions fortes et conscientes garantissent une Europe forte et consciente. Vu le fait qu'il n'y ait pas de séparatisme « prometteur » (mis à part celui des

Corses), la France n'a aucune raison de se méfier des Occitans ou des Alsaciens.

En comparaison avec l'Espagne ou la Belgique personne en France ne considère une séparation par exemple de la Bretagne comme une option réaliste. Pour cette raison, toutes les minorités devraient profiter d'une situation favorable à leurs objectifs et peut-être unique dans les décennies qui viennent.

### Références

Cichon, Peter, 2005. „Falsches und fehlendes Sprachbewusstsein – brauchbare oder irreführende Erklärungs-begriffe?“, in: *Quo vadis, Romania?*, 25/2005, 13-19.

*Die Welt*, Berlin. „Der reitende Bonapartist“, 4.8.2007, 13.

Gallo, Max, 2007. „Patriot zu über 100 Prozent“, in: *Spiegel*. Hamburg, 20/2007, 122-124.

*Le Monde*, 10.7.2007. « Jean-Marie Bockel, symbole de l'ouverture », 12.

*Neue Züricher Zeitung*, 1.6.2007. „Große Nation, starke Identität, bereinigte Geschichte“, 3.

## **Lusophone Minderheiten in Italien (Rom) – Ein persönlicher Einblick**

Roberto António Pedro B. F. DINIS, Wien

„Brasiliani, comunità 'invisibile““, unter diesem Titel gab 2005 eine Betroffene Auskunft über das Leben der Brasilianer in Italien. Sie seien so wenige an der Zahl, dass ihre Gegenwart kaum auffallen würde. Außerdem zöge ein jeder derart eigenbrödlerisch seines Weges, dass er von seinen Landesgenossen kaum Kenntnis nehmen würde.

“E siamo tanto dispersi, ognuno che cammina solo e per sé. Siamo soli in questa nostra presenza assenza.”<sup>1</sup>

Tatsächlich gehören Brasilianer zu den kleinsten Minderheiten in Italien, sind quasi eine Minderheit unter den Minderheiten. Dies gilt noch mehr für Portugiesen und Kapverdianer. In Ermangelung von einschlägigen Studien zu ihrer Integration in Italien, möge der Leser keinen streng wissenschaftlichen Aufsatz erwarten. Ich möchte einen eher essayistischen Weg beschreiben und einige Aspekte der portugiesischsprachigen Migranten vorstellen. Mein Augenmerk werde ich hauptsächlich auf Rom richten, wo ich selbst Teil der portugiesischen Gemeinde gewesen bin. Mein Aufenthalt beschränkte sich zwar auf 14 Monate – man möge mich aus diesem Grunde als eine Art Zugvogel betrachten – doch er währte lange genug, um einen Einblick zu gewinnen in das Leben und Wirken der lusophonen Minderheiten. Beginnen möchte ich mit den Portugiesen, deren Einwanderung weiter zurückreicht, worauf die Kapverdianer und schließlich die Brasilianer folgen. Ihr Schicksal ist besser dokumentiert und kann daher ausführlicher behandelt werden.

### **Portugiesische Minderheit**

Ähnlich wie Italien ist Portugal den längsten Teil seiner Geschichte ein typisches Auswanderungsland gewesen. Im 20. Jahrhundert ließen sich Portu-

---

<sup>1</sup> Teixeira, Ana Cláudia P., 2008. “Brasiliani, comunità invisibile”, in: <http://musibrasil.net/articolo.php?id=1175> (17.01.2008).

giesen vor allem in Nordeuropa nieder, die wenigsten überquerten Spanien und das Mittelmeer, um nach Italien zu gelangen. Einer Statistik des portugiesischen Außenministeriums zufolge waren 2002 circa 5741 Portugiesen im *Bel Paese* gemeldet.

Das Zentrum des portugiesischen Lebens in Rom bildet das *Istituto Portoghese di Sant'Antonio di Roma (IPSAR)*, das der gleichnamigen Kirchengemeinde angehört. An seiner Geschichte lässt sich auch die Geschichte der portugiesischen Einwanderung nachzeichnen<sup>2</sup>.

Zu den ersten Immigranten aus dem westlichsten Land Europas zählt der Heilige Antonius von Padua, der, in Lissabon geboren, 1220 in den Franziskanerorden eintrat und auf der Rückreise von Marokko durch einen Seesturm nach Sizilien verschlagen wurde. Von dem Zeitpunkt an, 1221, lebte und wirkte er auf italienischem und französischem Boden<sup>3</sup>. Etwa 150 Jahre später ließ sich eine Dame namens Dona Guiomar in der Ewigen Stadt nieder. In ihrem Haus nahm sie portugiesische Pilger auf, die immer zahlreicher wurden, weswegen sie 1363 ein Hospiz gründete. Diesem Beispiel folgten 1400 und 1440 zwei weitere Gründungen für portugiesische Pilger, die erste im Campo dei Fiori, die zweite dort, wo sich heute die *Chiesa di Sant'Antonio dei Portoghesi* erhebt. Ihre Baugeschichte beginnt 1467 auf Veranlassung des Bischofs von Silves, einer Kleinstadt an der Algarve. Nach jahrelangen Restaurationsarbeiten ist sie heute wieder in ihrer barocken Pracht mitten in Rom, unweit der Piazza Navona, zu bewundern. Sie ist zugleich Sitz des *IPSAR*, das aus diesem Grunde von einem Geistlichen geleitet wird. Wie andere ähnliche Kultureinrichtung bietet es auch Sprachkurse an. Besondere Aktivität entfaltet es aber im musikalischen Bereich, denn es ist eine der wenigen Institutionen in der Stadt, die ein durchgehendes, wöchentliches Konzertprogramm über das ganze Jahr hinweg anbieten. Da das *IPSAR* ferner die Aufgabe hat, portugiesische Wissenschaftler während ihres Forschungsaufenthalts aufzunehmen, werden gelegentlich Vorträge organisiert. Nebenan ist eine kleine Galerie, in der nicht nur portugiesische Künstler ihre Werke ausstellen. Dank des Besitzes einiger Wohnhäuser in Rom, ist das *IPSAR* wohlhabend und finanziell autonom. Dazu tragen auch die zahlreichen Erasmus-Studenten aus Portugal bei, denen es Unterkunft zu für römische Verhältnisse moderaten Preisen zur Verfügung stellt.

---

<sup>2</sup> Vgl. Pinto Cardoso, A., 1996. *Santo António dos Portugueses em Roma*. Roma.

<sup>3</sup> Vgl. Wimmer, Otto /Melzer, Hartmann, 2002. *Lexikon der Namen und Heiligen*. Hamburg, 141.

Als wichtigste Institution der Vermittlung portugiesischer Kultur in Rom bietet das *IPSAAR* die Möglichkeit, einen intensiven Bezug zur Heimat aufrechtzuerhalten und so die eigene Identität zu bewahren. Besonders ist mir dies im Falle der portugiesischen Angestellten des *IPSAAR* aufgefallen, die keine höhere Bildung genossen haben. Trotz zum Teil jahrzehntelanger Sesshaftigkeit in Rom, sprachen sie immer noch fließend ihre Muttersprache. Nur hin und wieder entfiel ihnen ein Wort, das sie spontan durch die italienische Entsprechung ersetzen, wodurch diglosse Sätze entstanden. Dies war im Falle einer Kollegin, die ebenfalls seit Jahrzehnten in Rom wohnt und mit einem Italiener verheiratet ist, nicht zu beobachten. Sie unterrichtet an der Universität von Viterbò die Sprache und Kultur ihres Heimatlandes, weswegen sie sich sprachlich bewusster ausdrückte. Ihre Rolle als Kulturvermittlerin begünstigte auch, dass sie sich nach wie vor in erster Linie als Portugiesen in der Diaspora empfindet, obwohl sie sich ganz in die italienische Gesellschaft integriert hat. Ihre Tochter wurde zweisprachig erzogen und ist ebenfalls in beiden Kulturen zu Hause.

### **Kapverdische Minderheit**

Im Vergleich zu portugiesischen Einwanderern sind Kapverdianer aufgrund ihrer dunkleren Hautfarbe sehr viel auffälliger. Dies führte in der Vergangenheit und heute zuweilen immer noch zu rassistischen Bemerkungen. Die ersten Inselbewohner trafen in den sechziger Jahren in Italien ein. Mitglieder verschiedener Gemeinden in Rom hatten einen Kapuzinermissionar namens Gesualdo, der dort wirkte, nach vertrauenswürdigen Bediensteten befragt. So vermittelte er alle jungen Mädchen seines Kirchenchores von der Insel S. Nicolau an die italienischen Familien. In den siebziger Jahren begann die offizielle Einwanderung. Im Zuge der Emanzipation italienischer Frauen wurden vermehrt Hausangestellte gesucht, was einen Zuzug aus den Atlantikinseln begünstigte und den sehr hohen Anteil von Frauen erklärt. Die zuerst Gekommenen ermunterten weitere weibliche Familienangehörige und Freundinnen, ebenfalls nach Italien zu ziehen. Heute sind etwa 9500 Kapverdianer offiziell im *Bel Paese* gemeldet, circa 80% davon sind Frauen. Laut Einschätzungen eines Botschaftsangehörigen leben aber weit über 10 000 in Italien<sup>4</sup>. In den achtziger Jahren sollen es sogar noch mehr gewesen sein. Die Abwanderung sei in den meisten Fällen nicht in die Heimat zurück erfolgt,

---

<sup>4</sup> Ich möchte an dieser Stelle Herrn Bernardino Hopffer Almada von der kapverdischen Botschaft in Rom sehr herzlich für seine Auskünfte danken.

sondern, laut Maria de Lourdes Jesus, ehemalige Vorsitzende der 1988 gegründeten „Associazione delle Donne Capoverdiane in Italia“, nach Holland, wohin fast ausschließlich Männer aus dem Inselarchipel ausgewandert seien<sup>5</sup>.

1977 wurden diplomatische Beziehungen auf konsularischer Ebene zwischen den beiden Ländern aufgenommen, 1993/94 erfolgte die Eröffnung der kapverdischen Botschaft in Rom.

In den ersten Jahrzehnten lebten die kapverdischen Frauen in der Regel bei der italienischen Familie. Mittlerweile habe sich dies geändert. Welche große Befreiung ein eigener Haushalt darstellt, erläutert Maria de Lourdes Jesus:

“E’ una grande conquista quella di avere una casa tutta per sé e per il proprio nucleo familiare. Significa potere organizzare la propria vita come tutti. Seguire l’educazione dei figli, portarli a scuola, andare a prenderli. Significa la libertà di poter scegliere, di poter invitare a casa gli amici, il fidanzato. Significa poter avere uno spazio privato tutto tuo, dove poter vivere in intimità con la famiglia. Significa soprattutto iniziare un percorso di inserimento sociale, culturale ed economico in questo paese. Viene meno l’abitudine di inviare tutto il guadagno al resto della famiglia rimasta in patria e si sviluppa un modo di pensare diverso, più autonomo per quanto riguarda il proprio futuro.” (ebd.)

Es ermögliche eine größere Integration in Italien und fördere eine unabhängigere Geisteshaltung. Außerdem werde heutzutage versucht, den Kindern bessere Ausbildungschancen zu bieten, nicht selten unter großer Aufopferung der Eltern. Ein kleiner Teil der kapverdischen Minderheit schaffte bereits den sozialen Aufstieg:

„Infatti oggi troviamo capoverdiane inserite in diversi settori, con una qualifica professionale come commesse, parrucchiere, infermiere, ricercatrici a livello universitario, sociologhe e giornaliste. Altri capoverdiani li troviamo nei trasporti, in cooperative di servizi, in piccole imprese edili, in agenzie di viaggi e di import-export.” (ebd.)

---

<sup>5</sup> Vgl. De Lourdes Jesus, Maria, 2008. “L’immigrazione capoverdiana in Italia”, in: <http://www.tabanka.it/> (17.01.2008).

Ein sichtbares Zeichen ist die Vereinigung *Tabanka*, die Kapverdianer der zweiten Generation zusammen mit italienischen Freunden gegründet haben. Sie verfolgt eine zweifache Zielsetzung:

„L'associazione intende impegnarsi per contribuire allo sviluppo integrato delle Isole e alla diffusione della cultura capoverdiana in Italia.“<sup>6</sup>

Es gehe darum, eine Brücke zu schlagen zwischen beiden Ländern und zur Integration insbesondere der zweiten und dritten Generation der in Italien lebenden Kapverdianer beizutragen. Ihr Vorsitzender, Jorge Canifa Alves, lebt seit dem siebten Lebensjahr in Italien und arbeitet als Journalist. Er schreibt Kurzgeschichten auf Italienisch. Zur Frage der kulturellen Identität äußerte er:

“[...] due culture sono meglio di una, hai un orizzonte più ampio, più possibilità di scelta!”<sup>7</sup>

Ein anderes Beispiel des interkulturellen Dialogs ist die gemischte Musikgruppe *Cabeça Negra* aus Palermo.

Die wichtigste Begegnungsstätte für die über 2000 Kapverdianer in Rom bildet das Zentrum *Tra Noi*, das den *Suore Missionarie del S. Cuore di Gesù* in der Via Sicilia angeschlossen ist. Der Name ist programmatisch, es ermöglicht ihnen in gemeinschaftlichen Veranstaltungen wie u.a. Musik- und Tanzabenden die eigenen Wurzeln zu bewahren. Zugleich versucht es, kulturelle und kulinarische Eigenheiten der Kapverden in Rom bekannt zu machen. Besondere Bedeutung für den sozialen Aufstieg dieser Minorität spielt die 1971 von der Suora Fernanda Vas gegründete portugiesische Schule, die bis zur mittleren Reife führt<sup>8</sup>. Es darf nicht vergessen werden, dass zwar Portugiesisch die offizielle Amtssprache der Kapverden ist, die Muttersprache der meisten Inselbewohner hingegen Kreolisch, so dass hier die Amtssprache als Sprungbrett zur Erlernung einer anderen romanischen Sprache, des Italienischen, dient.

Wie bereits zu Anfang angesprochen, müssen leider Einwanderer aus dem Inselarchipel rassistische Bemerkungen über sich ergehen lassen, vor

---

<sup>6</sup> <http://www.tabanka.it/> (Rubrik: „chi siamo“). Ihre Homepage scheint zwar nicht regelmäßig aktualisiert zu werden, ist jedoch informativ.

<sup>7</sup> <http://canifa.blog.kataweb.it/> (17.01.2008).

<sup>8</sup> Vgl. [www.baobabroma.org/comunita/com\\_capoverde.php](http://www.baobabroma.org/comunita/com_capoverde.php) und [www.baobabroma.org/comunita/comunita\\_listacompleta.php](http://www.baobabroma.org/comunita/comunita_listacompleta.php) (17.01.2008).

allem wegen ihrer Hautfarbe. Die Mutter einer Studentin, seit über 40 Jahren in Rom, erinnert sich, dass am Anfang in den Geschäften Äußerungen wie „Diese Schwarzen!“ immer wieder fielen. Eine 23jährige Studentin, die 2004 mit ihrer Mutter nach Italien gezogen ist, berichtet von ähnlichen Situationen. Folgende Szene habe sie als besonders verletzend und erniedrigend empfunden:

“[...] uma vez fui chamada de negra e de “puta” no autocarro, penso que o senhor possa imaginar a vergonha e a humilhação.”<sup>9</sup>

Aus diesem Grunde meidet sie mittlerweile den Kontakt zu Italienern und möchte, sobald sie ihr Studium beendet hat, in ihre Heimat zurückkehren. Es ist sicherlich ein extremer Fall von nicht gelungener Integration.

Als Ausländer habe ich selber in Italien die Erfahrung gemacht, dass man hin und wieder misstrauisch und zum Teil fremdenfeindlich behandelt wird. Im Falle der Kapverden mag es etwas verwundern, da die Inseln zu den beliebten Reisezielen der Italiener gehören, u.a. aufgrund eines scheinbar freieren Umgangs mit der Erotik<sup>10</sup>. Umso wichtiger sind daher Fernsehsendungen wie die 2004 ausgestrahlte „Raíz: Radici a Capo Verde“ der Filmemacherin Costanza Quatriglio, denn sie bringen dem italienischen Publikum das alltägliche Leben der ImmigrantInnen nahe<sup>11</sup>.

### **Italiener ziehen in die Neue Welt**

Die Beziehungen zwischen Italien und Brasilien sind nicht erst jüngeren Datums. Sie lassen sich zurückverfolgen bis in das Zeitalter der europäischen Entdeckungsfahrten über Wasser. Ohne die vielfältigen geographischen und maritimen Kenntnisse italienischer Gelehrter und Seefahrer wäre die maritime Expansionspolitik Portugals und Spaniens zu Beginn der Neuzeit nicht so ohne weiteres realisierbar gewesen. Erinnern möchte ich lediglich an den florentinischen Arzt und Kosmographen Paolo Toscanelli, einen der ersten, wenn nicht gar den ersten überhaupt, der die Möglichkeit eines Seeweges nach Indien westwärts in Betracht zog, oder an Christophus Columbus, vermutlich aus Genua stammend. Und bekanntlich verdankt der aus

---

<sup>9</sup> Persönliche Antwort auf einen von mir entworfenen Fragebogen, den sie mir am 20.01.2008 geschickt hat.

<sup>10</sup> Vgl. [www.caboverde24.com/italiano/forum/topic.asp?TOPIC\\_ID=3426](http://www.caboverde24.com/italiano/forum/topic.asp?TOPIC_ID=3426) (17.01.2008).

<sup>11</sup> Vgl. [www.ponto.altervista.org/Comunid/Cabo\\_not/cabo\\_not.html](http://www.ponto.altervista.org/Comunid/Cabo_not/cabo_not.html) (17.01.2008).

europäischer Sicht neuentdeckte Kontinent seinen Namen einem Italiener, Amerigo Vespucci<sup>12</sup>.

Migrationsströme zwischen Italien und Brasilien sind aber erst ab dem 19. Jahrhundert zu beobachten. Nach der Unabhängigkeit Brasiliens 1822 und aufgrund der politisch bzw. militärisch angespannten Lage daheim im Zuge der Bemühungen um die Einheit Italiens, wandern Italiener in die Neue Welt aus. Der berühmteste unter ihnen ist zweifelsohne Giuseppe Garibaldi, der von 1836 bis 1846 in Brasilien gelebt und eine Brasilianerin geheiratet hat. Bevor er 1848 nach Italien zurückkehrte, verbrachte er 2 Jahre in Uruguay.

Die größte Einwanderungswelle in seiner Geschichte verzeichnete Brasilien in den Jahrzehnten zwischen 1880 und 1920. Mehrere Faktoren spielten hier zusammen: die zunehmende Bedeutung kapitalistischer Produktionsformen, das Bevölkerungswachstum in Europa und nicht zuletzt eine große Nachfrage nach Arbeitskräften in Brasilien. Mit der sogenannte *Lei Aurea* wurde am 13. Mai 1888 die Sklaverei offiziell abgeschafft, wodurch ein riesiger Bedarf an neuen Arbeitskräften im Lande entstand. Um Anreize nicht verlegen, bot die brasilianische Regierung Reise- und Niederlassungsbeihilfen für auswanderungswillige Europäer an, denen sie den Vorzug vor Asiaten gab. Insbesondere junge Italiener aus dem Norden, dem Veneto etwa, nutzten die Gelegenheit und übersiedelten teilweise mit der ganzen Familie. Sie wurden zunächst in die südlichen Bundesstaaten Brasiliens Santa Catarina, Paraná und Rio Grande do Sul kanalisiert, später in den Bundesstaat São Paulo, wo sie günstige Arbeitsbedingungen in den großen Kaffeeplantagen vorfanden. Dies erklärt den heute noch so guten Ruf des italienischen *espresso*. Er gedeiht in Brasilien auf Ländereien, die den ehemaligen italienischen Einwanderern gehören. Allein im ersten Jahrzehnt des 20. Jh. sollen an die 750 000 Italiener immigriert sein. Bis 1929 sprechen die Statistiken von ca. 1,15 Millionen, d.h. einem Drittel der Einwanderung, und insgesamt von über 1,5 Millionen. Damit rangieren italienische Einwanderer unmittelbar hinter den Portugiesen an zweiter Stelle im Vielvölkerland Brasilien<sup>13</sup>.

### **Brasilianer entdecken die Alte Welt**

Angesichts des gerade beschriebenen massiven Migrantenstroms nimmt sich der umgekehrte Fall relativ bedeutungslos aus. Deutlichere Konturen

---

<sup>12</sup> Vgl. Raisa Schpun, Mônica, 2007. “O quê temos em comum?”, in: [www.ambasciatadelbrasile.it/main.asp](http://www.ambasciatadelbrasile.it/main.asp), (2.12.2007).

<sup>13</sup> Vgl. ebenda und Duarte, Marcelo, 1999. *O guia dos curiosos*. São Paulo: Companhia das Letras, 73.

begann er erst Ende der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts zu gewinnen, zu einem Zeitpunkt, als aus dem traditionellen Emigrationsland Italien ein Imigrationsziel wurde, ohne jedoch bislang die Ausländerquoten Deutschlands oder Frankreichs erreicht zu haben. Hatten zuvor nur vereinzelt Brasilianer den Weg ins *Bel Paese* gefunden, etwa aus politischen Beweggründen oder auf der Suche nach den Wurzeln, so setzte nun eine vor allem wirtschaftlich bedingte Auswanderung ein<sup>14</sup>. Die verlässlichsten statistischen Erhebungen bezüglich der Einwanderung nach Italien scheinen die jährlich publizierten Berichte der Caritas-Migrantes zu sein. Dem vorletzten zufolge waren 2006 knapp 30 700 Brasilianer offiziell in Italien gemeldet, was lediglich 1,4% der ausländischen Bevölkerung ausmacht. Vor ihnen lagen Einwanderer aus anderen südamerikanischen Ländern, deren Bevölkerungszahl viel geringer ist: Peruaner mit 2,2%, und Equatorianer mit 2,1%<sup>15</sup>. Die Mehrheit der Brasilianer zieht also andere Staaten vor, beispielsweise die USA oder, in Europa, Portugal. Berücksichtigt man hingegen die illegale Einwanderung nach Italien, so gelangt man zu einem etwas anderen Bild. Insgesamt sollen nämlich an die 100 000 BrasilianerInnen im Lande sein<sup>16</sup>. Ana Cláudia Pinheiro Teixeira, die am Anfang zitierte Betroffene aus Brasilien, scheint dennoch Recht zu haben in ihrer Einschätzung der Lage. Ihre Landesgenossen fallen in Rom (und wohl auch in Mailand, dem anderen bevorzugten Ziel) nicht unmittelbar im Straßenbild auf wie die zahlreichen Inder und Nigerianer oder die schon erwähnten Kapverdianer.

Die brasilianischen Einwanderer gehen leichter in der italienischen Gesellschaft unter, nicht zuletzt aufgrund ihrer durchaus europäisch geprägten Physiognomie. Ich selbst hatte während meiner Lehrtätigkeit an der *Università degli Studi di Roma Tre* eine brasilianische Kollegin, die, wie der Nachname Lucchesi bereits verrät, italienischer Abstammung war. Sie beschloss vor über 10 Jahren zu Studienzwecken nach Italien zu gehen und ist am Ende dageblieben.

Die Unauffälligkeit der Brasilianer hängt vermutlich ferner mit den Tätigkeiten zusammen, denen sie nachgehen. Hierzu bemerkte Silvana Panciera in einer der ersten Studien über brasilianische Migranten:

---

<sup>14</sup> Vgl. Panciera, Silvana, 2007. "Italianos para o Brasil, brasileiros para a Itália: dois momentos da imigração internacional", in: [www.fondazionecassamarca.it/05\\_emigrazione/convegni/con\\_newyork\\_1.html#bassanezi](http://www.fondazionecassamarca.it/05_emigrazione/convegni/con_newyork_1.html#bassanezi) (1.12.2007).

<sup>15</sup> Torres, Ana Paula, 2008. "Duemila nuovi brasiliani", in: <http://musibrasil.net/articolo.php?id=1635> (6.1.2008).

<sup>16</sup> Vgl. <http://jornalnacional.globo.com/Jornalismo/JN/0,,AA1493729-3579-653828-42322,00.html> (6.1.2008).

“Na Itália, para sobreviver, os imigrantes brasileiros são obrigados a realizar trabalhos, geralmente, aquém das suas qualificações. As oportunidades de trabalho se restringem aos serviços de limpeza em casas de família e/ou escritórios, à tarefa de cuidar de pessoas idosas, muito eventualmente de crianças, ao trabalho em restaurantes (nos serviços de limpeza ou como ajudantes de cozinha), na construção civil (como ajudantes de pedreiro - homens), em trabalhos sazonais (como a colheita da maçã no Norte, a venda de artesanato em praças e ruas), além do trabalho em casas de espetáculos e de prostituição onde muitas mulheres brasileiras e travestis estão inseridos.”<sup>17</sup>

Ob sie tatsächlich gemeinhin eine Arbeit verrichten, die nicht ihren Qualifikationen entspricht, ist schwer zu beurteilen. Jedenfalls handelt es sich um Berufsfelder, die bis auf den letzten Punkt eher den Augen der Öffentlichkeit verborgen bleiben. Gänzlich anders verhält es sich mit einer Betätigung, die Panciera gar nicht auflistet, vermutlich weil der Status des Betroffenen als ein besonderer betrachtet wird. Ich spreche vom Fußball. Im Land der *tiffosi*, die die Erfindung des *calcio* für sich beanspruchen und alles stehen und liegen lassen für eine gute Partie, denkt, wenn nur das Wort Brasilien fällt, sofort jeder (Mann) an seine nicht-italienischen Lieblingsspieler. Im Oktober 2007, beim Spiel zwischen Inter Milan und Roma, standen so viele Brasilianer auf dem Rasen wie noch nie zuvor, insgesamt 13 (bzw. 14): Dida, Cafu, Serginho, Emerson, Ronaldo, Kaká und sein jüngerer Bruder Digão auf Seiten von Mailand, Doni, Julio Sergio, Juan, Cicinho, Taddei e Mancini, auf Seiten von Rom. Und die *rossoneri* hatten bereits eine neue brasilianische Erwerbung auf der Bank dabei, Pato<sup>18</sup>. Dank ihnen ist Brasilien alles andere als ein Fremdwort in Italien. Eine weitere Persönlichkeit des öffentlichen Lebens trägt ebenfalls hierzu bei. Jose Luiz Del Roio, ein aus São Paulo gebürtiger Brasilianer, sitzt heutzutage im italienischen Senat.

Kehren wir zurück zur eher unscheinbaren und weniger gut entlohnten Präsenz der „normalen“ Brasilianer. Sie dürfen als Touristen bis zu 90 Tage frei einreisen, andernfalls benötigen sie ein Visum. 2005 gewährte ihnen Italien 2.175 Visa, lediglich 1% vom Gesamtvolumen. Interessanterweise entfielen die meisten nicht auf Arbeitssuchende, sondern auf Studenten, denn den 450 für *lavoro subordinato* erteilten Visa standen 833 für Studienzwecke gegen-

---

<sup>17</sup> Panciera, Silvana, a.a.O.

<sup>18</sup> <http://asromafan.wordpress.com/2007/10/28/milan-roma-la-partita-piu-brasiliana-di-sempre-il-romanista/> (6.1.2008).

über. 265 wurden aus religiösen Motiven beantragt<sup>19</sup>. In der politischen und geistlichen Machtzentrale des Katholizismus gehören natürlich auch Geistliche, Ordensbrüder und Theologiestudenten zur brasilianischen Minderheit. Nicht immer bewegen sie sich ausschließlich im Vatikan oder in den verschiedenen theologisch-philosophischen Hochschulen. Zahlreiche Orden haben in Rom ihren Hauptsitz und zählen unter ihren Mitgliedern auch Brasilianer. Erwähnen möchte ich die Bewegung der *Frères Maristes*, deren Generalsekretär ich persönlich kennengelernt habe. Da ihr brasilianischer Mitbruder in die Heimat zurückkehrte, suchten sie einen Übersetzer ins Portugiesische bis zur Ankunft des neuen Bruders aus Brasilien. Ihre *homepage* ist auf Französisch, Englisch, Spanisch und brasilianischem Portugiesisch abrufbar. Aufgrund der engen Beziehung zum jeweiligen Heimatland, stellen diese Menschen eine besondere Form der Migration dar. Sie verbleiben, ähnlich wie Studenten, nur für einige Jahre in Italien, stehen während der ganzen Zeit in Kontakt mit Brasilien und kehren dann wieder zurück. Eine wirkliche Integration in die italienische Gesellschaft findet nicht statt, was ihre Lebensumstände auch nicht begünstigen, denn sie sind in ihrer Glaubensgemeinschaft vollkommen aufgehoben.

Wie wichtig dem Vatikan Brasilien als Land mit den meisten Katholiken in der Welt ist, zumindest auf dem Papier, zeigte der Besuch Papst Benedikts im Jahr 2007. Außerdem erscheint das Internet Portal des Heiligen Stuhls in der südamerikanischen Sprachnorm<sup>20</sup>.

Ein wichtiger Treffpunkt für BrasilianerInnen ist ihre religiöse Gemeinde. Sie wurde 1981 gegründet, später der Betreuung der *Missionari Scalabriniani* unterstellt und zelebrierte von 1995 an in der *Chiesa di Sant'Antonio dei Portoghesi* ihre Messen in portugiesischer Sprache<sup>21</sup>. Mittlerweile finden diese in einer anderen Kirche statt. Vor allem Frauen sehen in der Gemeinde eine Möglichkeit, der Einsamkeit in der Fremde zu entgehen.

“O papel da socialização das igrejas é importantíssimo. Nas horas de lazer, a maioria vai à Igreja. Neste estudo, foi enfatizado em duas entrevistas que a participação na Igreja Católica em Roma tomou uma

---

<sup>19</sup> Wofür die fehlenden 643 gewährt wurden, nennt der Artikel leider nicht; vgl. Torres, Ana Paula, a.a.O.

<sup>20</sup> Vgl. [www.vatican.va/phome\\_po.htm](http://www.vatican.va/phome_po.htm) (27.12.2007).

<sup>21</sup> Vgl. [www.baobabroma.org/comunita/com\\_brasile.php](http://www.baobabroma.org/comunita/com_brasile.php) (27.12.2007).

proporção muito maior que a no Brasil e se devia ao fato de se sentirem sozinhas e com necessidade de socializar.”<sup>22</sup>

Selbst verheiratete Frauen würden unter diesem Problem leiden, nicht zuletzt da die traditionelle Familienstruktur als einengend empfunden wird.

“Mesmo quando as mulheres são casadas, elas também sofrem de solidão. Uma mulher de 35 anos, casada com um italiano e com cidadania italiana, disse: ‘Eu de vez em quando me sinto tão deprimida aqui e vejo que muitas brasileiras casadas aqui em Roma se sentem do mesmo jeito. Eu não tenho autonomia porque moro com os meus sogros.’“ (ebd.)

Diese soziologische Arbeit beruht auf einer zwischen Dezember 2003 und August 2004 stattgefundenen Befragung von 46 Frauen und 34 Männer aus Brasilien und ist die meines Wissens bislang umfangreichste ihrer Art.

Während bei der Immigrantenzahl Brasilien unter 150 Ländern auf dem 21. Platz in Italien steht, rückt es bei den Devisenzahlungen in die Heimat mit 64 Millionen € auf den 8. Platz vor, eine bemerkenswerte Leistung, an der Frauen einen wichtigen Anteil haben<sup>23</sup>.

### **„In Italia il Brasile è femmina”**

Ein anderes Kennzeichen der brasilianischen Einwanderung ist die Tatsache, dass Frauen mit knapp 70% den überwiegenden Teil ausmachen, ähnlich also wie im Falle der Kapverden.

Dies bewegte die Journalistin Ana Paula Torres zu der diesen Abschnitt betitelnden Äußerung<sup>24</sup>. Die meisten kommen alleine, unverheiratet, im Alter zwischen 18 und 44 Jahren, ähnlich im Übrigen wie ihre männlichen Mitstreiter. Sofern sie Arbeit finden, führen viele einfache, unqualifizierte Tätigkeiten im Haushalt als Putzhilfe und Babysitter oder im Gastronomiegewerbe als Bedienung aus. Es gibt aber auch Frauen in höherqualifizierten Berufen, wie meine bereits erwähnte Universitätskollegin oder die verschiedenen Jour-

---

<sup>22</sup> Cabral Félix de Sousa, Isabela, “A integração de imigrantes brasileiras em Roma: conquistas e dificuldades”, in: [pepsic.bvs-psi.org.br/scielo.php?script=sci\\_arttext&pid=S1413-666X2007000100018&lng=pt&nrm=iso](http://pepsic.bvs-psi.org.br/scielo.php?script=sci_arttext&pid=S1413-666X2007000100018&lng=pt&nrm=iso).

<sup>23</sup> Torres, Ana Paula, a.a.O.

<sup>24</sup> Torres Ana Paula, 2007. “In Italia il Brasile è femmina”, in: <http://musibrasil.net/articolo.php?id=594> (27.12.2007).

nalistinnen, die für die Internetzeitung *MusiBrasil* schreiben, zeigen. Ein interessanter Fall ist der eines ehemaligen Modells, das mit eigenen Kreationen auf regionaler Ebene und in der Hauptstadt Fuß gefasst hat. Ich habe sie auf einer kleinen Handarbeitsmesse von Frauen in der Villa Mondragone bei Frascati in den Castelli Romani kennengelernt. Auffällig war ihr Sprachverhalten: sie sprach spontan fließend Italienisch oder auf Anfrage ein Portugiesisch mit vielen italienischen Einsprengseln, sowohl auf phonetischer als auch auf lexikalischer Ebene. So lange lebt sie schon in Italien, dass ihre Muttersprache verständlicherweise immer mehr in den Hintergrund geraten ist. Und da sie als alleinerziehende Mutter abseits in Umbrien lebt, wird sich dieser Prozess nur noch mehr verstärken<sup>25</sup>.

Laut statistischen Erhebungen hoffen 47% der in Italien lebenden Brasilianerinnen den *permesso di soggiorno*, die Aufenthaltsbewilligung, aus familiären Gründen zu erhalten, während 32% die Arbeit und 12% religiöse Motive angegeben haben. Bei den Männern sieht die Gewichtung anders aus: 41% geben berufliche, 25% religiöse und lediglich 15% familiäre Motive an<sup>26</sup>. Einfacher haben es da jene BrasilianerInnen, die durch eine Ehe mit ItalienerInnen in den Genuß des Bleiberechts kommen. Dies ist auch der direkteste Weg zur Erlangung der italienischen Staatsbürgerschaft. 2002 wurden 601 BrasilianerInnen italienische StaatsbürgerInnen, 98% davon durch Heirat. In jenem Jahr wurden sie lediglich von AlbanierInnen (702) und MarokkanerInnen (619) zahlenmäßig überflügelt<sup>27</sup>.

Die gemischten Ehen funktionieren leider nicht immer gut, insbesondere wenn es um einen Italiener und eine Brasilianerin geht. Tania Rocha, Soziologin und Gründerin der Frauenhilfe *Vocè* aus Mailand, erläutert die Ursache:

“Da vari studi ... abbiamo capito che il maschio italiano non ha accettato la trasformazione della donna. Che ormai non assomiglia più a sua madre, ma vuole essere autonoma, trovare lavoro, fare carriera proprio come l'uomo. Allora cosa fa l'italiano? Prende e va a Cuba, in Thailandia o in Brasile.”<sup>28</sup>

Hinzu käme die Absicht, eine billige Pflegehilfe für die alternden Eltern im Hause zu haben. Dass dies nicht unbedingt die besten Rahmenbedin-

<sup>25</sup> Ihre Mode ist unter [www.dalegare.com](http://www.dalegare.com) zu sehen.

<sup>26</sup> Panciera, Silvana, a.a.O.

<sup>27</sup> Torres, Ana Paula, “In Italia il Brasile è femmina”, a.a.O.

<sup>28</sup> Guerrini, Federico, 2007. “Solidarietà al femminile”, in: <http://musibrasil.net/articolo.php?id=1404> (1.12.2007).

gungen für eine glückliche Ehe sind, liegt auf der Hand. So sei *Você* als Anlaufstelle für Brasilianerinnen, die in Norditalien Ehekrisen durchzustehen haben, entstanden. Gleichmaßen kümmere sich die Organisation um die Opfer des Prostituiertenhandels, der wie in Spanien, Portugal oder Deutschland leider auch in Italien floriere. Zum Vorbild dürfte sie sich die andere wichtige Beratungsstelle für Brasilianerinnen genommen haben, und zwar die in Rom ansässige *Associazione donne brasiliane in Italia*. Sie wurde 1993 von Rosa Mendes, einer sozial und politisch äußerst engagierten Brasilianerin, unmittelbar nach ihrer Ankunft in Italien ins Leben gerufen und erhielt drei Jahre später offizielle Anerkennung. Als Organisation, die die Solidarität unter brasilianischen Frauen fördern möchte, leistet sie Hilfe in psychologischen und juristischen Streitfällen. Das Hauptproblem sei die Gewalt innerhalb der Familie, wobei ausländische Frauen sich in einer viel schwächeren Position befänden, nicht zuletzt weil sie ihre Rechte nicht kennen würden. Rosa Mendes illustriert dies an einem krassen Beispiel aus dem zusammenwachsenden Europa und zeigt, wie über Landesgrenzen hinweg ihre Organisation wirkt:

“E’ la storia di una donna brasiliana che vive in Germania, sposata con un italiano (un sardo): insieme hanno tre figli. Un giorno il marito dice di volerla portare, per le vacanze, in Sardegna dai suoi genitori. Ma è l’inizio di un incubo. A casa dei suoceri riceve ogni tipo di maltrattamento: picchiata dal padre di lui, malnutrita, costretta a lavorare duramente a pochi giorni dal parto. Una situazione terribile che la porta a pesare 36 chili. Prigioniera di quel posto, decide di chiamare la sua famiglia in Brasile, che subito si mette in contatto con la polizia tedesca. In questo modo la donna riesce a tornare in Germania, ma è costretta a lasciare i suoi figli in Sardegna. Decide così di rivolgersi al consolato (da sei mesi ormai non riesce a vedere i propri bambini) che le consiglia di mettersi in contatto con la nostra associazione. Mi sono occupata di questo caso per un anno: essendo coinvolti tre paesi (Brasile, Germania e Italia) è finito al Tribunale dell’Aia. Fortunatamente questa donna ha vinto la causa, ed è riuscita a riavere i suoi bambini. Al padre è stata tolta la patria potestà.”<sup>29</sup>

---

<sup>29</sup> Zingaropoli, Silvia. “Associazione donne brasiliane in Italia”, in: <http://musibrasil.net/articolo.php?id=370>.

Solche Erfolge sind nur möglich dank der Kooperation mit anderen internationalen Vereinigungen bzw. Institutionen wie dem Europäischen Sozialforum.

Die *Associazione donne brasiliane in Italia* spielt auch eine gewisse Rolle in der Bewahrung der brasilianischen Kultur fern der Heimat. Mit Unterstützung der Stadt Rom konnte sie u.a. ein *doposcuola*, muttersprachlichen Ergänzungsunterricht, für Kinder von Immigranten oder gemischten Ehen anbieten. Portugiesisch- und Capoeirakurse stehen anderen Interessierten offen. Außerdem hilft sie italienischen Adoptiveltern, ihre brasilianischen Zöglinge besser zu verstehen und organisiert Feste und Veranstaltungen wie u.a. den Kindertag am 1. Juni. Eine gute Verbindung würde zur Botschaft bestehen, die ihnen immer wieder Problemfälle zuspiele. In beiden Frauenhilfsorganisationen sind hochqualifizierte Brasilianerinnen am Werk:

“Tra le donne che collaborano con noi, molte sono laureate.” (ebd.)

An sie können sich alle Immigranten wenden, die mit den neuen Herausforderungen nicht so leicht fertig werden, insbesondere bei der Arbeits- und Wohnungssuche.

Nicht nur Italiener versuchen an den Ausländern zu verdienen. Zuweilen sind sogar BrasilianerInnen daran beteiligt, wie der Fall von 3 brasilianischen Schwestern in Lecce dokumentiert. Zusammen mit zwei Italienern lockten sie arme, ahnungslose Landesgenossen nach Italien, nahmen ihnen den Pass ab und ließen sie für sich arbeiten. Die illegalen Arbeitskräfte mussten die ca. 500 Euro, die sie monatlich verdienten, an die Bande abführen. 2005 konnte ihnen die Polizei das Handwerk legen und so die schamlose Ausbeutung beenden<sup>30</sup>.

Viel komplizierter und vor allem langwieriger gestaltet sich der Versuch, aufgrund der Abstammung den begehrten italienischen Pass zu erhalten. Wartezeiten bis zu mehreren Jahrzehnten – ein Fall hat sich sogar 55 Jahre hingezogen – sind da keine Seltenheit, wie die Bewegung *Brava gente* aus Brasilien zu berichten weiß. Aus diesem Grunde überreichten sie 2007 dem stellvertretendem Außenminister Italiens Franco Danieli eine Petition zur Änderung der gegenwärtigen Zustände. Zu beklagen hätten sie neben der uneffizienten und langwierigen Abwicklung ihrer Anliegen auch, dass

---

<sup>30</sup> Vgl. “Polícia prende acusados de explorar imigrantes brasileiros na Itália (2005-01-14)” in <http://www.guiadoimigrante.com/artigo.php?idPublicacao=1862> (1.12.2007).

“[...] il pubblico è ricevuto in maniera maleducata e irrispettosa della dignità personale.”<sup>31</sup>

Dabei habe Italien keine Einwanderungswelle zu befürchten, wie zwei Italo-Brasilianer unmissverständlich klarlegen:

“Non abbiamo l'intenzione di “invadere” l'Italia – affermano Renato Gagliardi e Fatima Rinaldi, firmatari della petizione-denuncia –. Vorremmo soltanto una maggiore integrazione tra i due paesi. Vorremmo continuare ad essere un pezzo dell'Italia trapiantato in Brasile, con l'orgoglio di poter dire, con il possesso del riconoscimento della cittadinanza, di essere veramente italiani.” (ebd.)

Wie ich anfangs bemerkt habe, existieren kaum Studien, die auf komplexe Fragen wie Integrationsprozesse, Identitätskonflikte oder neue hybride Kultur- oder Identitätsentwürfe eine Antwort geben. Eine Ausnahme bildet ein Beitrag des Historikers Luis Fernando Beneduzi, der an der Universität Bologna lehrt<sup>32</sup>. Er befragte eine seit 20 Jahren in Italien lebende Brasilianerin auf ihr Migrationsschicksal hin, um identitätsbewahrende bzw. -schaffende Prozesse zu analysieren. Die in Rio Grande do Sul geborene Frau war in Brasilien Kunstlehrerin und hatte ursprünglich nicht vorgehabt, auszuwandern. Eine Freundin habe sie jedoch animiert, mit ihr ein Jahr lang nach Florenz zu gehen. Es blieb jedoch nicht bei dem Jahr aufgrund ihrer großen Begeisterung für die Wiege der Renaissance und einer Liebesgeschichte. Von ihrem Bildungsniveau und Motivationshintergrund her ist sie eher ein ungewöhnlicher Fall. Die namentlich nicht identifizierte Frau lebt heute in San Giovanni Valdarno (Arezzo) und bat darum, auf Italienisch antworten zu dürfen, da sie ihre Muttersprache nicht mehr fließend spreche. Überhaupt habe sie soweit wie nur möglich mit ihrem ersten Lebensabschnitt abgeschlossen. Sie meidet brasilianische Vereinigungen, denn diese würden ein Ghettodasein schaffen, mit dem sie sich nicht identifiziere. Ihr läge es eher am Herzen, in ihrer neuen Wahlheimat vollkommen akzeptiert zu werden. Das Leben in einer kleinen Ortschaft hätte geholfen, ihren Integrationswillen in die Tat umzusetzen. Am meisten erstaunte den Historiker diese Einstel-

---

<sup>31</sup> Germinarlo, Fabio, 2007. “Cittadinanza e cattiva coscienza”, in: <http://musibrasil.net/articolo.php?id=1924> (27.12.2007).

<sup>32</sup> Vgl. “Procura-se identidade: análise de um percurso de reconhecimento”, in: [www.uenf.br/Uenf/Downloads/Agenda\\_Social\\_4932\\_1194554819.pdf](http://www.uenf.br/Uenf/Downloads/Agenda_Social_4932_1194554819.pdf) (1.12.2007).

lung: Brasilien ganz der Vergangenheit angehören zu lassen, aus dem Wunsch heraus, in der italienischen Gesellschaft aufzugehen bzw. sich in sie vollkommen zu integrieren. Dies habe sogar zum Vergessen der eigenen Muttersprache geführt. Mittlerweile führt die Betroffene eine Pension für Hunde und Katzen auf dem Lande.

Die meisten BrasilianerInnen möchten hingegen wieder zurückkehren. Sie erleben sich in Italien vielleicht ähnlich wie Ana Cláudia Pinheiro Teixeira:

“Siamo allegri? In Brasile sì, qui non tanto. Non restiamo immuni dalla tristezza della società italiana. Ci contagia e tanto. E diventiamo tristi anche noi. Forse è qui che si realizza quel momento di maggior fusione con il modo di vivere italiano. Nel momento in cui assorbiamo, nella nostra anima, la tristezza così tangibile di questo ‘Vecchio Continente’.”<sup>33</sup>

### **Italienische Gastfreundschaft**

Marcelo Cafaldo ist Fotograf und lebt seit 2001 in Rom. Seine Großeltern stammten aus Kalabrien und sind 1884 nach Brasilien ausgewandert. In einem Interview befragte ihn eine brasilianische Journalistin zu drei “italian issues”: Rassismus, Essen und Fußball. Zum ersten bemerkte er kurz:

“Racismo: Existe e está sob os olhos de qualquer um.”<sup>34</sup>

Kein Wunder, dass auch BrasilianerInnen im Alltag Erfahrungen mit Vorurteilen und Diskrimination, unabhängig von ihrem Status, gesammelt haben. In ihrer bereits zitierten Studie fand Isabela Cabral Félix de Sousa ferner heraus:

“Outros problemas experimentados pelas mulheres brasileiras na Itália incluem abuso moral e físico, interferência da sogra, mulheres querendo voltar, mas com medo de perder a guarda dos filhos, italianos ameaçando revelar para as autoridades que as mulheres eram

---

<sup>33</sup> Teixeira, Ana Cláudia P., a.a.O.

<sup>34</sup> [http://www.brazilconze.com/interview/marcelo\\_cafaldo.html](http://www.brazilconze.com/interview/marcelo_cafaldo.html) (17.1.2008).

prostitutas, legalidade de trabalho apenas para o serviço doméstico, defasagem entre expectativa de trabalho e oportunidades reais.”<sup>35</sup>

Doch einige Frauen machten darauf aufmerksam, dass es in Italien eher möglich sei gleichberechtigt zu leben als in Brasilien.

Rosa Mendes gibt eine differenzierte Antwort auf die Reaktion der Italiener:

“L’italiano in quanto “individuo” è molto ben predisposto. Il vero problema consiste nella vasta campagna d’informazione contro l’immigrato, dettata da una cattiva legge sull’immigrazione: una legge xenofoba, discriminante e razzista. La stampa e i mezzi di comunicazione danno un’immagine negativa dell’immigrato: ma l’immigrato non è nemico di nessuno.”<sup>36</sup>

Besonders osteuropäische Immigranten, wie Rumänen, Albaner und Zigeuner genießen einen schlechten Ruf in der heutigen italienischen Gesellschaft, obwohl einer Umfrage zufolge 70% der Italiener einer Ausweitung des Wahlrechts auf Migranten zustimmen würde<sup>37</sup>. Und sie waren in der Vergangenheit durchaus gesonnen, Menschen aus anderen Ländern herzlich aufzunehmen. Ich möchte lediglich an zwei der bekanntesten Brasilianer erinnern: den Dichter Murilo Mendes und den Musiker Chico Buarque.

Murilo Mendes (1901-1975) beschloss 1957, nach vier Jahren Aufenthalt in anderen europäischen Ländern, nach Rom zu ziehen, wo er Brasilianische Kultur an der Universität *La Sapienza* unterrichtete. Chico Buarque (1944) hingegen floh 1968 vor der Diktatur für zwei Jahre nach Rom. Hier kam seine erste Tochter zur Welt. Seine Wohnung wurde ein wichtiger Treffpunkt für andere brasilianische Künstler<sup>38</sup>. Am Ende seines Aufenthalts nahm er das Album *Per un Pugno di Samba* auf, an dem auch Ennio Moricone mitwirkte. Es wurde erst 2002 in Brasilien veröffentlicht<sup>39</sup>.

---

<sup>35</sup> Cabral Félix de Sousa, Isabela, a.a.O.

<sup>36</sup> Zingaropoli, Silvia, a.a.O.

<sup>37</sup> Vgl.: Zingaropoli, S., 2007. “Diritto di voto per i brasiliani”, in: <http://musibrasil.net/articolo.php?id=629> (1.12.2007).

<sup>38</sup> Vgl.: [http://www.netsaber.com.br/biografias/ver\\_biografia\\_c\\_494.html](http://www.netsaber.com.br/biografias/ver_biografia_c_494.html) (1.12.2007).

<sup>39</sup> Vgl.: <http://www.olele.com/pagine/musica/musica.htm> (1.12.2007).

### Brasilien lädt ein

Wer in Italien Brasilien erleben möchte, kann sich in einen der zahlreichen brasilianischen Restaurants oder Bars begeben, die über das ganze Land verteilt sind. In Rom gehören zu den bekannteren Lokalen BRASIL-CAFE', CENTRAL DO BRASIL oder AQUARELA CAFÉ, wo regelmäßig auch musikalische Livedarbietungen stattfinden.

Ein besonderer Ort der Begegnung mit Brasilien ist das *Centro de Estudos Brasileiros (CEB)*, eines der wenigen Kulturzentren, die das Land in Europa eröffnet hat (neben Barcelona, Berlin und Oxford). Es ist der Brasilianischen Botschaft angegliedert, die in Rom ihren sicherlich schönsten und architektonisch bedeutsamsten diplomatischen Sitz weltweit hat: er befindet sich im Herzen der Stadt an der von Bernini neugestalteten Piazza Navona im Palazzo Pamphili, der ehemaligen Residenz von Papst Innozenz X<sup>40</sup>.

Die Lage des CEB könnte einer der Gründe für den großen Zulauf zu den Sprachkursen sein, die in sechs Stufen gegliedert sind. Wichtiger aber dürfte die große Werbetrommel sein, die die Botschaft rührt. Ich selbst war Zeuge einer solchen Darbietung anlässlich einer Führung durch den Palast, der in der Regel für die Öffentlichkeit nicht zugänglich ist. *Città nascosta Roma*, ein kunsthistorischer Verein auf privater Initiative, bietet seinen Mitgliedern zahlreiche Führungen durch viele, zum Teil anderweitig gar nicht zu besichtigende römische Adelssitze an, so auch durch den Palazzo Pamphili. Bevor wir in die eigentliche Prachträume der brasilianischen Botschaft gebeten wurden, durften wir es uns im Vorführraum des CEB bequem machen für eine kleine Einführung in die Geschichte der brasilianischen Botschaft. Im Anschluss daran wurde ein etwa zehnminütiger Werbefilm zu Brasilien auf die Leinwand projiziert. Erst danach begann die kunsthistorische Führung. Besondere Erwähnung verdient die *Galleria Cortona*, deren Decke, wie ihr Name schon verrät, von Pietro da Cortona zwischen 1651 und 1654 mit Fresken aus der Äneis geschmückt wurde. Sie bilden den absoluten Höhepunkt im Schaffen des Barockmalers und gehören zu den schönsten in Rom.

Neben den Sprachkursen bietet der CEB auch landeskundliche Reihen, u.a. über die *Música Popular Brasileira (MPB)* oder eine Einführung in den Sambatanz, regelmäßig Film- und Musikvorführungen ebenso wie Konzerte oder Vorträge zu brasilianischen Themen an.

Gerade die Musik trägt zusammen mit dem Fußball zum größeren Bekanntheitsgrad Brasiliens bei. Wie beliebt die verschiedenen brasilianischen

---

<sup>40</sup> Cf. *Palazzo Pamphili*, Roma, Ambasciata del Brasile, 1996.

Rhythmen heutzutage in Italien sind, lässt sich daran ersehen, dass einige italienische SängerInnen Anleihen bei der *MPB* gemacht haben. Fiorella Mannoia sorgte für die letzte große Begeisterungswelle im Lande mit ihrem 2006 erschienen Album *Onda Tropical*, für das sie einige der Größen der *MPB* wie Milton Nascimento, Caetano Veloso, Gilberto Gil, Carlinhos Brown oder Adriana Calcanhoto gewinnen konnte. Fünf der 11 Lieder singt sie auf Portugiesisch, die anderen sind Übertragungen ins Italienische.

### Brasilianische Touristen

Kaum zu glauben, aber die Zahlen sprechen eine klare Sprache: Heutzutage reisen mehr Brasilianer nach Italien als umgekehrt. 2006 waren es 344.000, während im gleichen Zeitraum 304.000 italienische Touristen Brasilien besuchten. In nur fünf Jahren sei die Zahl der brasilianischen Touristen um ein Vierfaches gestiegen, bestätigt Andrea Ruggeri, Leiter des *Centro dell'emigrazione italiana in Brasile*. Als Grund führt er an:

“La doppia cittadinanza ha alimentato la crescita” afferma il docente di lingua italiana, nato a Lugo di Ravenna. “Ne è un esempio la zona di Lucca, tra le più visitate dagli italo-brasiliani. In Brasile vivono 300 mila nipoti e bisnipoti di lucchesi. Molti giovani, una volta ottenuto il passaporto italiano, non lo usano per emigrare ma per visitare l'Italia liberamente, per stabilirvisi qualche mese e conoscere la terra dei propri antenati, studiarne la lingua e tornare in Brasile.”<sup>41</sup>

Wer diesen Traum in die Tat umgesetzt hat, ohne jedoch italienischer Abstammung zu sein, ist einer der berühmtesten brasilianischen Schriftsteller und Humorist der Gegenwart: Luís Fernando Veríssimo. Zusammen mit der ganzen Familie schlug er 1986 für acht Monate sein Zelt in der Ewigen Stadt auf<sup>42</sup>. Seine Erfahrungen mit den Römern inspirierten ihn zu einem Buch, das er 1993 unter dem Titel *Traçando Roma* veröffentlichte. Es spiegelt seine Sichtweise der römischen bzw. italienischen Eigenheiten auf amüsant-ironische Weise wider. So nimmt er z.B. die Geschwätzigkeit der Italiener, die ihm bei Wegbeschreibungen immer wieder aufgefallen sei, aufs Korn, beschreibt

---

<sup>41</sup> Forni, Antonio, 2007. “Turismo brasiliano in crescita”, in: <http://musibrasil.net/articolo.php?id=1878> (2.12.2007).

<sup>42</sup> Vgl.: Interview aus dem Jahr 2001 in: <http://www2.uol.com.br/oviajante/papover.htm> (2.12.2007).

ihr Unvermögen, brav zu warten, bis sie an der Reihe sind, oder kommentiert das Verkehrschaos und das Fahrverhalten in der Stadt.

“Roma deve certamente ter um dos indícios mais altos de carros por habitante do mundo, e eles também coexistem num plano peculiar em que as regras se refazem de acordo com a conveniência de cada momento, e a necessidade de um só é limitada pela boa ou má vontade do que vem atrás. Ou seja, é o caos. Eppur, se muove. ... Quando no bolo que se forma diante de um sinal fechado, você pensa que não há espaço a seu lado para mais nada, pode ter certeza que um Fiat 500, o Cascudo Maledeto, se intrometerá por ali e ficará esperando o instante de cortar simpaticamente a sua frente.”<sup>43</sup>

Ein Tourist habe sich außerdem mit den Öffnungszeiten anzufreunden, die nicht immer die günstigsten seien.

“Os turistas também precisam ter alguma tolerância com os horários malucos de visita a certos lugares... Em Roma talvez estejam as únicas igrejas do mundo cristão que fecham para o almoço e a sesta.” (ibd.)

*Traçando Roma* gehört zu einer Reihe von Darstellungen anderer Städte, in denen Luís Fernando Veríssimo zeitweilig gelebt hat. Zeichnungen seines Freundes Joaquim da Fonseca vervollständigen diese literarischen Stadtbilder.

Die lusophonen Minderheiten haben sich aber freilich an diese und andere Eigenheiten ihrer Wahlheimat längst schon gewöhnt und zu ihren eigenen gemacht. Ihre Integration dürfte sicherlich auch durch die enge Sprachverwandtschaft des Portugiesischen zum Italienischen erleichtert worden sein.

---

<sup>43</sup> Veríssimo, Luís Fernando, 1993. *Traçando Roma*, com Joaquim da Fonseca. Artes & Ofícios, 46.

## Die chinesische Minderheit in Mailand

Astrid HÖNIGSPERGER, Wien

### 1. Vorbemerkungen: Konfliktherd oder Einzelfall?

Am Donnerstag, dem 12. April 2007 wird Mailand anscheinend unvorbereitet auf seine stillen MitbürgerInnen aufmerksam: chinesische Fahnen, hunderte protestierende Chinesen<sup>1</sup> in den Straßen rund um die in Zentrumsnähe gelegene Via Paolo Sarpi, umgestürzte Autos und Festnahmen. Drastische, unerwartete Ereignisse in der bislang so ruhigen Chinatown Mailands, die nur durch das Einschreiten des chinesischen Konsuls ohne größere Schäden beendet werden konnten. Was war passiert? Ein an sich belangloses Ereignis, nämlich ein Strafmandat für die Chinesin Ruo Wie Bu, verteilt von zwei italienischen Polizistinnen an die Falschparkerin. Wortgefechte, ein Geringel, ein immer größer werdender Menschenauflauf und schließlich kommt es zur Eskalation, die dann doch noch glimpflich endet.

Dieser Vorfall erregt nicht nur in ganz Italien Aufsehen, die internationale Presse kommentiert das Geschehen weltweit<sup>2</sup>, denn es ist der erste Aufstand einer Immigrantengemeinschaft in Italien. Das Land ist verunsichert und fragt sich, ob sich in Mailand, das ja die größte chinesische *Community* beherbergt, oder vielleicht sogar auch in anderen Großstädten Italiens nennenswertere Konflikte zusammenbrauen oder ob es sich um einen Einzelfall gehandelt haben könnte, um eine Verkettung unglücklicher Umstände an einem überdurchschnittlich heißen Frühlingstag. Bisher nur hinter vorgehaltener Hand geäußerte Vorurteile wurden laut: Zahlreiche Politiker, allen voran der sozialistische Außenminister Giuliano Amato, beschuldigten die Chinesen, sich abzukapseln und die Integration zu verweigern. Ähnlich reagierte die konservative Mailänder Bürgermeisterin Letizia Moratti, während die Lega Nord – stets auf populistische Wirksamkeit bedacht – einen Fackelzug orga-

---

<sup>1</sup> Ich möchte darauf hinweisen, dass ich mich aus Gründen der leichteren Lesbarkeit entschlossen habe, nur die maskuline Form zu verwenden. Sofern nicht ausdrücklich anders angegeben, beziehe ich mich natürlich auf Chinesen und Chinesinnen, Migranten und Migrantinnen etc.

<sup>2</sup> Vgl. z.B. *International Herald Tribune*, 26. April 2007; *The Australian*, 14. April 2007; *BBC News*, 13. April 2007.

nisierter und als „Protestreaktion gegen Frühlingsrollen“ Salami und Brot gratis verteilt. Die Reporter der italienischen Boulevardpresse durften sich einige Zeit über zugkräftige Themen freuen: persönliche Dramen illegaler Einwanderer, Spielhöllen, Massagesalons, gefälschte Markenware und Drogen beschäftigten sie und verschafften ihnen hohe Auflagen.

So banal der Vorfall oder zumindest der Auslöser auch gewesen sein mag, die beteiligten Seiten hätten ihn nicht unterschiedlicher interpretieren können. Die Chinesen fühlten sich von der neuen Mailänder Politik, die nun bei kleineren Delikten, wie zum Beispiel bei Verkehrsübertretungen, kein Auge mehr zudrückt, diskriminiert, denn sie seien die einzig Betroffenen. Neue Halteverbote für Zulieferdienste und restriktive Lieferzeiten betrafen nur sie, denn entsprechende Tafeln würden nur in ihren Gebieten aufgestellt. Die Italiener wiederum fürchteten sich vor der „chinesischen Mafia“, die ihnen mit illegalen Methoden die Arbeit wegnehme.

Der chinesische Botschafter in Rom Dong Jinyi setzte daraufhin mit sanftem Druck Verhandlungen durch, indem er argumentierte, dass auch die italienische Regierung, die doch Investitionen aus China willkommen heiße, ein Problem bekäme, wenn man in Mailand mit allen Mitteln versuchen würde, die Chinesen zu verjagen<sup>3</sup>.

Während auf den Straßen schon bald *business as usual* praktiziert wurde, sprach man in den Büros der Verantwortlichen in *Cinitalia* wieder miteinander und versuchte, den latenten Konflikt zu lösen. Italien wäre aber nicht Italien, hätte man eine Lösung schon gefunden.

## 2. Die chinesische Immigration nach Italien

Die Geschichte der Einwanderung von Chinesen nach Europa – und nach Italien – begann vor ungefähr einem Jahrhundert und ist eng mit der des fernöstlichen Mutterlandes verbunden. Heute leben an beinahe jedem Ort der Welt Chinesen, vom Südosten Asiens über ganz Amerika bis Europa. Wie überall ist auch die chinesische Gemeinschaft in Italien eine, die still und leise, aber umso aktiver ihren Alltag lebt, die sich nicht in den Vordergrund drängt und nur selten in den Schlagzeilen der örtlichen Zeitungen auftaucht, obwohl sie von den Emigranten Asiens zahlenmäßig an vorderer Stelle steht. Mehr als jede andere Immigrantengruppe scheinen die Chinesen präzise und effiziente Strategien entwickelt zu haben, die es ihnen ermöglichen, sich in die jeweilige Zielgesellschaft sozial und wirtschaftlich zu integrieren, ohne jedoch ihre

---

<sup>3</sup> Vgl. *Süddeutsche Zeitung*, 23. April 2007, Artikel von Stefan Ulrich.

Traditionen, ihre Bräuche und Lebensgewohnheiten im privaten Bereich aufzugeben. Ihre starken lokalen und internationalen sozialen Netze verschaffen ihnen wirtschaftlichen Erfolg, wie es keiner anderen Migrantengruppe gelingt.

Vor dem 2. Weltkrieg handelte es sich bei den chinesischen Einwanderern überwiegend um einfache Arbeiter, die in Europa mit minderwertigen Arbeitsverträgen in untergeordneten Positionen erwerbstätig waren. Im Jahr 1949 wurde die Volksrepublik China gegründet und das Land gewissermaßen „geschlossen“: Die Auswanderungsbewegungen aus China gingen zurück, während im Landesinneren bis etwa 1970 Zwangsumsiedelungen gang und gäbe waren. Zu einem neuerlichen Anstieg von groß angelegten Auswanderungswellen kam es wieder in der 2. Hälfte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts, als das Land für Auswanderungswillige wieder geöffnet wurde.

Ein großer Teil der in Europa lebenden Chinesen kommt aus der Provinz Zhejiang im Osten Chinas, die interessanterweise *nicht* zu den ärmsten Gegenden Chinas gehört. Zhejiang hat sogar in den letzten Jahrzehnten einen überraschenden wirtschaftlichen Aufschwung erlebt, im Vergleich zu anderen chinesischen Provinzen<sup>4</sup>. Was also bringt Tausende und Abertausende von jungen Leuten und von ganzen Familien aus dieser Region dazu, ihr Glück im Ausland zu suchen, noch dazu in den für sie so „exotischen“ Ländern Europas? Zu einem guten Teil wird es wahrscheinlich immer der Wunsch nach raschen wirtschaftlichen Erfolgen und daraus resultierendem schnellem Wohlstand sein, der die Menschen bewegt, auszuwandern, doch diese Hoffnung hat sich für die Chinesen in Italien überwiegendermaßen nicht bewahrt. Es kann jedenfalls nicht die Armut an sich gewesen sein, die die Chinesen Zhejiang in die Emigration getrieben hatte, eher ein gewisser Unternehmergeist, der sie auch dazu brachte, eher als es anderswo der Fall war, zu bescheidenen Besitztümern nach langen Jahren härtester Arbeit zu kommen. Über die tatsächlichen persönlichen Motive eines jeden und einer jeden Einzelnen ist wenig bekannt, ebenso wie über die familiären und wirtschaftlichen Verflechtungen der emigrierten Chinesen; sie geben an, in ihrer Heimat wenig

---

<sup>4</sup> Die deutliche Mehrheit der Bevölkerung in der Region sind mit 99,2% Han-Chinesen. Wichtige Industriezweige sind Elektromechanik, Schiffsbau, Textilien, Chemikalien, Nahrungsmittelverarbeitung und Baumaterialien. Zhejiang hat sein eigenes volkswirtschaftliches Entwicklungsprogramm, das Unternehmertum fördert, sowie die billige Massenproduktion von Textilien und Ähnlichem, die nur teilweise für den Markt in China bestimmt sind, sondern nach Europa exportiert werden und den europäischen Markt überschwemmen.

Möglichkeiten gehabt zu haben, eine ungewisse Zukunft etc.<sup>5</sup> Aber auch das Leben im Westen ist hart für sie.

Die erste chinesische Gemeinschaft Italiens wurde in Mailand ansässig, dann jene in Rom, schließlich in Florenz und in Prato. In Mailand konzentrierten sich die Chinesen damals und auch heute noch auf das Gastgewerbe und auf den Handel, während in Florenz und in Prato die Lederverarbeitung (v.a. zu Handtaschen und Jacken) und die Textilherstellung und der Handel ihre vorrangigen Einkünfte darstellten. In der Toskana konnten die Chinesen nämlich von einer besonderen wirtschaftlichen Situation profitieren: eine Krise in der Textil- und Lederproduktion (die übrigens *vor* der Ankunft der Chinesen entstanden war!) machte es ihnen möglich, Herstellungsräume, Werkzeuge und die benötigte Ausrüstung zu Billigpreisen zu erwerben. Dank ihres sprichwörtlichen Fleißes und ihrer unermüdlichen gegenseitigen Unterstützung gelang es ihnen schnell, diese Bereiche zu monopolisieren. In jeder Hinsicht wurde ihnen auch enorme Opferbereitschaft abverlangt und das Alltagsleben der Chinesen war nicht leicht: ihre für europäische Verhältnisse sehr dichten Ansiedelungen wurden von den Europäern fast als körperliche Bedrohung gesehen und als Invasion interpretiert. Die Folgen waren ein hohes Maß an Intoleranz und starke Spannungen innerhalb der ansässigen Bevölkerung. Die Behörden reagierten unvorbereitet und waren mit der Situation vollkommen überfordert; erst als sich die Chinesen in der Folge etwas zerstreuten, normalisierte sich die Lage wieder. In den 90er Jahren gingen beispielsweise viele von den vorher in Florenz ansässigen Chinesen nach Prato, um dort in der Textilindustrie Fuß zu fassen. Ihre gute Anpassungsfähigkeit hat es ihnen ermöglicht, sich in immer mehr italienischen Städten Schritt für Schritt niederzulassen und heute gibt es in jeder größeren Stadt Italiens chinesische Gemeinschaften verschiedenster Größenordnungen.

Das Zusammenleben der Chinesen und der Italiener war nie frei von Intoleranz und jeder Immigrant weiß, dass er eine Vielzahl von Hindernissen und Schwierigkeiten in seiner neuen Heimat überwinden muss – die Sprache, eine unbekannte Bürokratie, ein gesellschaftliches Zusammenleben, dessen Spielregeln er nicht gut genug kennt – erst recht, wenn man sich phänotypisch markant von der einheimischen Bevölkerung unterscheidet.

---

<sup>5</sup> In den wenigen, eher kurzen Gesprächen, die ich während eines Aufenthaltes in Mailand im April 2007 mit einigen in zweiter Generation dort lebenden Chinesen führen konnte, bekam ich auf die Frage nach dem Warum sehr klischeehafte, wenig aussagekräftige Antworten. Meiner Beobachtung nach waren meine Gesprächspartner reservierter und misstrauischer als üblich, was aber in Anbetracht des Zeitpunkts durchaus verständlich ist.

Heutzutage sind die Chinesen aus der italienischen Wirtschaft nicht mehr wegzudenken. Für viele Italiener sind sie längst nicht mehr die Armen aus einem unbekanntem Land in Fernost, sondern Repräsentanten einer zukünftigen wirtschaftlichen Supermacht.

### 3. Ursachen und Verlauf der chinesischen Einwanderung nach Mailand<sup>6</sup>

Zwischen 60 und 70% der in Mailand ansässigen Bürger aus der Volksrepublik China stammen aus kleinen ländlichen Dörfern um die Stadt Yuhu (Bezirk Wencheng, Provinz Zhejiang). In weit geringerer Anzahl kommen auch Einwanderer aus den angrenzenden Bezirken Rui'an, Qingtian, und Wenzhou-Ouhai. Die beiden letzteren sind die Bezirke, aus denen die ersten in Italien eingewanderten Chinesen überwiegend stammten, die sich im Laufe der 20er Jahre in Mailand niedergelassen hatten. Ein kleiner Prozentsatz – wahrscheinlich weniger als 10%<sup>7</sup> – der in der Provinz Mailand lebenden Chinesen entstammen von zwei anderen Migrationsbewegungen, und zwar einerseits aus der Stadt Sanming und deren Umland und zweitens aus dem Nordosten Chinas aus der Provinz Liaoning. Die Emigration der Chinesen aus Sanming weist analoge Charakteristika auf wie die schon bekannte aus Zhejiang, während die Zuwanderung aus dem Nordosten der Volksrepublik noch zu rezent ist, um sich verlässlich darüber äußern zu können; wir wissen nicht, ob ein neuer Migrationsfluss am Entstehen ist oder ob es sich um eine kurze Episode handelt, entstanden aus einem Moment sozialer Unzufriedenheit im nördlichen China<sup>8</sup>. Die Einwanderung aus dem südlichen Zhejiang ist hingegen in ganz Europa wie auch in Italien fest verwurzelt<sup>9</sup>. In Mailand sind erste chinesische Einwanderer aus Zhejiang überwiegend aus dem Bezirk Qingtian in den 20er Jahren dokumentiert, als einige junge Chinesen aus Frankreich in die Stadt kamen auf der Suche nach neuen Möglichkeiten als fahrende Händler. In den auf die Gründung der Volksrepublik folgenden Jahren ließ der Zustrom aus China deutlich nach, denn das China Maos war zu einem geschlossenen Land hinter dem Eisernen Vorhang geworden, so dass es für viele, die Verwandte im Ausland hatten, schwer war, auch nur

---

<sup>6</sup> Vgl. dazu v.a. Cologna 1997 und Cologna 2002.

<sup>7</sup> Laut Cologna 2002 ist der Prozentsatz etwas höher in anderen Teilen Italiens, vor allem in der Toskana.

<sup>8</sup> Anders als Zhejiang ist diese Region eben weniger wirtschaftlich aufstrebend und vergleichsweise nicht erfolgreich.

<sup>9</sup> Vgl. Benton 1998 und Campani 1994.

brieflich mit ihren Familienangehörigen Kontakt zu halten. Erst mit der so genannten neuen Politik der „Reform und Öffnung“, die ab 1979 in gemäßigter Form von Deng Xiaoping vertreten wurde, wurde der Migrationsfluss wieder stärker.

Die Auswirkungen der wirtschaftlichen Liberalisierung und der deutlich stärker werdenden Migrationswellen trugen auch zu einer schnelleren Entwicklung der Gebiete, aus denen die Emigranten stammten – insbesondere der Stadt Wenzhou in der Provinz Zhejiang – bei. Die Emigration war neuerlich zu einer praktikablen Option geworden, um dem Mangel an sozialer Aufstiegsmöglichkeit zu entfliehen, sofern sie bereits Verwandte im Ausland hatten, die bereit waren, die Neuankömmlinge tatkräftig zu unterstützen; besonders bei den hohen Kosten, die sie als Unternehmer zu tragen haben würden. Genau aus diesem Grund wurde der Zustrom aus Zhejiang nie zu einer Massenauswanderung von Armen; wir haben es also nicht mit „Wirtschaftsflüchtlingen“ im engeren Sinn zu tun, sondern mit Personen, die aus freien Stücken eine gemeinsame „Familienstrategie“ entwickelt und die ein kalkuliertes Risiko eingehen, um ihre sozioökonomische Situation zu verbessern. Oder anders formuliert: Menschen aus einer wirtschaftlich stark aufstrebenden Gegend Chinas fühlen sich zuhause aus verschiedenen Gründen anderen, schneller zu größerem Wohlstand kommenden Mitmenschen gegenüber benachteiligt und sehen ihre Chance im Ausland, wo sie bereits Familienangehörige haben. Es ist also nicht die Armut im engeren Sinn, die sie treibt, sondern ein Bestreben, schneller wirtschaftlich weiter zu kommen als andere<sup>10</sup>.

Für die Menschen im Hinterland von Wenzhou waren – und sind es auch heute noch – die Familien die Bezugsgruppe, denen es schnell wirtschaftlich besser ging und die sozioökonomisch schneller aufsteigen konnten. Die Emigrationswilligen nutzten also eine existierende „Migrationskette“, die nach dem Muster „ein Verwandter folgt dem Verwandten“ (*parente chiama parente*)<sup>11</sup> funktionierte.

In den 90er Jahren wanderten zahlreiche Chinesen aus der Volksrepublik vor allem in Südeuropa ein; Italien, Spanien und Portugal waren als Einwanderungsländer besonders anziehend geworden, wozu die Ankündigungen seitens des Staates, die illegale Einwanderung stärker ins Auge fassen zu

---

<sup>10</sup> Diese Theorie wurde vom chinesischen Soziologen Li Minhuang im Jahr 1999 in chinesischer Sprache publiziert. Mir zugänglich war die Rezeption seiner Theorie in italienischer Sprache auf [www.tuttocina.it](http://www.tuttocina.it). Oded Stark spricht bereits 1989 von *relative deprivation*, von *relativer Armut* also.

<sup>11</sup> Diese Formulierung habe ich [www.tuttocina.it](http://www.tuttocina.it) entnommen.

wollen, das Ihre beitrugen. Hauptgrund für die anscheinend<sup>12</sup> verstärkte Immigration waren allerdings ohne Zweifel die sog. *sanatorie*, die Legalisierungskampagnen von illegalen Einwanderern, bei denen jeweils zwischen 200.000 und 250.000 Menschen legalisiert wurden<sup>13</sup>. Auch die Konsolidierung einer „Nischenwirtschaft“ innerhalb einer sozioökonomisch kleinen, ethnischen Gruppe und die Möglichkeit, sich in diesen Wirtschaftszweigen auch mit geringer fachlicher Qualifikation zu etablieren, da die einzelnen Bereiche sehr spezifisch aufgesplittert waren, waren immigrationsfördernde Faktoren<sup>14</sup>.

In Italien verlief die wirtschaftliche Integration der eingewanderten Chinesen vor allem auf zwei Hauptwegen: die Anzahl von chinesischen Restaurants in allen Städten des Nordens und Mittelitaliens erhöhte sich deutlich. Außerdem fassten immer mehr Chinesen in der Textilindustrie Fuß, wie das um Prato, Empoli, Modena, Reggio Emilia und in jüngster Zeit auch um Neapel der Fall war.

#### **4. Neuere demographische Entwicklungen der chinesischen Bevölkerung Mailands<sup>15</sup>**

Im heutigen Mailand leben und arbeiten ca. 20% aller in Italien befindlichen Chinesen. In der Stadt selbst, wo mitunter drei, oft sogar vier Generationen zusammenleben, lebten am 31.12.2002 exakt 10.919 Chinesen, die somit die drittstärkste Minderheit der Stadt nach den Philippinern und den Ägyptern stellen. Die letzten genauen Zahlen, die für die Provinz Mailand zur Verfügung stehen, sind vom 31.12.2001. Ihnen zufolge sind genau 12.476 Chinesen in der ganzen Provinz ansässig, d.h. sie haben hier den 4. Platz nach den Philippinern, den Ägyptern und den Marokkanern inne. Wenn man bedenkt, dass sich im Zeitraum von 1990 bis 2000 der chinesische Bevölkerungsanteil in Mailand mehr als vervierfacht hat<sup>16</sup>, so ist davon auszu-

---

<sup>12</sup> Die Vermutung liegt nahe, dass es sich in Wirklichkeit nicht um eine verstärkte Einwanderung handelt, sondern dass vormals Illegale einfach nur erstmals wirklich als Individuen in Erscheinung treten, was in unserer Gesellschaft gleichbedeutend damit ist, dass sie personell erfasst und von staatlicher Seite registriert werden.

<sup>13</sup> In Italien war das vor allem in den Jahren 1986, 1990, 1995, 1998 und 2002 der Fall.

<sup>14</sup> Vgl. zu diesem Konzept bereits Piore 1979.

<sup>15</sup> Genaue Zahlen sind im Internet auf [www.comune.milano.it](http://www.comune.milano.it) nur für registrierte user abrufbar.

<sup>16</sup> Laut einer im Internet auf [www.tuttocina.it](http://www.tuttocina.it) abrufbaren Statistik stieg die Zahl von 1.867 im Jahr 1990 auf 8.656 im Jahr 2000.

gehen, dass die Chinesen und die Philippinern heute unangefochten die Mehrheit der ausländischen Bewohner Mailands stellen.

Dass das Zusammenleben von Chinesen und Italienern in Mailand ein bislang überaus friedliches war, wird meiner Ansicht nach auch durch die Tatsache begründbar, dass das Verhältnis von männlichen und weiblichen Einwanderern besonders ausgewogen ist, was nicht bei allen ethnischen Gruppen der Fall ist. Besonders bei Einwanderern aus arabischen Ländern oder aus dem Nahen und Mittleren Osten ist der Männeranteil oft um ein Vielfaches höher als der Frauenanteil, was unter Umständen problematisch sein kann. Für die chinesischen Immigranten ist aber ein normales Familienleben möglich. Der Anteil der Chinesinnen liegt bei 46 bis 47% und der Anteil der Jugendlichen im Alter von 0 bis 17 Jahren ungefähr bei 28%<sup>17</sup>, womit die Chinesen ebenso unangefochten an der Spitze liegen. Das ist gleichzeitig eine Bestätigung dafür, dass die Chinesen bei der Emigration ihre Familienstrukturen so weit wie möglich aufrechterhalten. Auch die Eheschließungen und die Geburtenrate weisen jährlich ein deutliches Plus auf: so ist zum Beispiel in den fünf Jahren von 1997 bis 2001 der Anteil der 1 bis 4jährigen stark gestiegen. Auch der Bevölkerungsanteil der 10 bis 19jährigen (die Kinder) ebenso wie der 25 bis 34jährigen (die Eltern) ist in dieser Zeit gestiegen, doch die Altersklasse mit dem größten Zuwachs – einem Plus von 17% – im Vergleich zum Jahr 1997 ist die Gruppe der 35 bis 39jährigen, was nur teilweise durch Eheschließungen erklärbar ist: wahrscheinlich ist dieser Zuwachs auch auf die Zuwanderung von Verwandten 2. Grades aus China zurückzuführen, ebenso wie auf die vermutete Zuwanderung von Chinesen aus anderen Ländern Europas.

Die Tatsachen, dass ein Viertel aller Chinesen Mailands minderjährig ist und dass einer von sieben sogar noch schulpflichtig ist, sagt viel über das soziokulturelle Integrationspotential der Chinesen insgesamt aus: für die Jungen, die in Italien das Schulsystem durchlaufen, verschwinden sprachliche und in der Folge kulturelle Barrieren wesentlich leichter als für Erwachsene. Ein natürlicher, ungezwungener Umgang mit der Zielkultur ist für Schulkinder beinahe selbstverständlich, da die jungen Chinesen üblicherweise auch weniger oft von den Einheimischen abgeschirmt werden als andere Immigrantenkinder. Der hohe Anteil an jungen Menschen insgesamt bewirkt auch einen insgesamt hohen prozentuellen Anteil an integrierter Bevölkerung.

---

<sup>17</sup> Am 31. 12. 2002 leben genau 3.090 junge Chinesen von 0 bis 17 Jahren in Mailand.

## 5. Sozioökonomische Mobilitätsstrategien der Chinesen Mailands

Ein chinesischer Immigrant aus dem südlichen Zhejiang orientiert sich an einem typischen schrittweisen oder etappenweisen Mobilitätsmodell: er beginnt als Angestellter oder als Arbeiter in einem chinesischen Familienbetrieb – meistens handelt es sich um seine eigene Familie oder mindestens um Verwandte. In einem nächsten Schritt ist er für eine kleine „Zweigstelle“ oder „Filiale“ des Familienbetriebes verantwortlich, um schließlich selbst zum Eigentümer von mehreren Geschäften oder Werkstätten zu werden, in dem nun andere Familienmitglieder für ihn arbeiten. Diese typisch chinesische Emigrantenlaufbahn setzte sich in den 80er und 90er Jahren durch, als nahezu alle Chinesen genau dieser Strategie folgten, um sich in der Wirtschaft des Gastlandes einen festen Platz zu erkämpfen. Alle Immigranten, sowohl diejenigen, die von Familienzusammenführungen betroffen waren als auch die Illegalen, wurden in Familienbetriebe integriert oder in die Betriebe derer, die für ihren (legalen oder illegalen) Transport nach Italien bezahlt hatten. Auch ihre Lebenserhaltungskosten wurden übernommen, sodass die Chinesen in der ersten Zeit weniger materielle Sorgen hatten als andere Einwanderer. Im Gegenzug arbeiteten sie oft ohne Lohn zu verlangen, bis zur Selbstaufgabe. Diese Gratisarbeit war in der Regel für 2 bis 3 Jahre anberaumt.

Erst in den letzten Jahren gegen Ende der 90er Jahre wurde es anscheinend immer schwieriger, für die Neuankömmlinge zu sorgen und ihre gesamten Kosten zu bestreiten. Die Sättigung der traditionellen chinesischen Nischenwirtschaft zwang erstmals viele, sich schlecht bezahlte Zeitarbeit bei anderen Chinesen oder Italienern zu suchen. Fast immer handelte es sich dabei um Schwarzarbeit. Besonders in den Fällen, wo der Arbeitgeber selbst Chinese, aber kein Verwandter war, hatte der Neuankömmling keine Wahl und war zur Schwarzarbeit gezwungen, die erst bei einer neuerlichen Legalisierungsmaßnahme seitens des italienischen Staates beendet werden konnte.

Bis dahin bedeutete die Einwanderung ohne Ausweis eine harte Zeit unter extrem schwierigen Lebensbedingungen. Die Illegalen werden auf dem Arbeits- und auf dem Wohnungsmarkt ausgebeutet und auch die Auswirkungen der zwar seltenen, dann aber umso schikanöseren Repressionen seitens der Polizei bekommen sie zu spüren. Die Unterkünfte der Illegalen liegen in Mailand, wie auch in Rom und Neapel, im Umland der Stadt, wo sich dann bis zu zehn BewohnerInnen eine Zwei- oder Dreizimmerwohnung teilen müssen. Zusätzlich zur tristen „Lebensqualität“ kommt dann oft auch eine Anfahrtszeit zum Arbeitsplatz von an die zwei Stunden täglich hinzu.

## 6. Die italienische Einwanderungspolitik der 90er Jahre

Da die Zahl der Illegalen in den 90er Jahren auf vermutlich einige hunderttausend Menschen angestiegen war, reagierte die italienische Regierung so, wie es andere nördliche Nachbarn Jahre zuvor getan hatten, nämlich repressiv und mit verstärkten Kontrollen. Wie bereits angesprochen, wurden mehrere, anscheinend relativ spontane gesetzliche Regelungen für die Einwanderungen erlassen und das über Jahre hindurch praktizierte „Wegschauen“ der Polizei und der Politik wurde mancherorts von einem Tag auf den anderen aufgegeben.

Im Jahre 1995, mit dem Erlass der sog. Dini-Dekrete, schloss sich Italien der harten Ausländergesetzgebung der anderen Schengen-Länder an, auch wenn sich diese Dekrete im Vergleich zu den diesbezüglichen Gesetzeswerken der nordeuropäischen Länder vergleichsweise ausländerfreundlich lesen und die praktischen Auswirkungen eher gering waren.

Erst die Regierung Prodi erließ im Jahr 1998 das erste „moderne“ Ausländergesetz, die *legge 40/98*<sup>18</sup>, womit erstmals die Politik der Einwanderung nach bestimmten Quoten in Italien eingeführt wurde. Das Gesetz ermöglichte aber auch die Registrierung und Abschiebung unerwünschter Immigranten, die ab nun in Lagern zum Zwecke der Abschiebung interniert werden konnten. Diese Maßnahmen hatte es zuvor in sog. durch einen Flüchtlingsnotstand hervorgerufenen Krisenzeiten zwar in Einzelfällen auch gegeben, sie waren aber überwiegend unwirksam geblieben.

Gemeinsam mit bestimmten Gesetzesverschärfungen wurden 1990, 1992, 1995, 1998 und 2002 Legalisierungskampagnen durchgeführt, wobei Illegale, die bestimmte Voraussetzungen erfüllten, ein an bestimmte Bedingungen geknüpftes Aufenthaltsrecht erhielten. Der überwiegende Teil der AntragstellerInnen erhielt zwar letztendlich eine Aufenthaltsbewilligung, doch war der Weg ein mühsamer.

Viele der nun ehemals Illegalen hatten auch nicht die Möglichkeit, sich, wie vorher angesprochen, eine Wohnung am Stadtrand mit bis zu zehn anderen zu teilen, sondern war auf Angebote angewiesen, wie beispielsweise sog. Einwandererhotels, die nur zu festen Zeiten betreten oder verlassen werden dürfen und in denen für einen Bettplatz mitunter Wucherpreise verlangt wurden. Gleichzeitig gab es auch Arbeitsgelegenheiten für Hausangestellte, die

---

<sup>18</sup> Das Gesetz ist vollständig unter <http://www.camera.it/parlam/leggi/980401.htm> zu finden.

zwar extrem ausgebeutet wurden, aber die so wenigstens ein Dach über dem Kopf hatten.

Die unterste Kategorie für die Illegalen und Nicht-mehr-Illegalen waren die Barackensiedlungen der Romalager.

Generell herrscht(e) im Norden des Landes ein schärferes Klima für diese Menschen als im Süden. Eine interessante Folge dieser Tatsache ist die inneritalienische Migrantenwanderung, denn der Süden wird häufig nach der Legalisierung verlassen, um weiter nördlich bessere, körperlich leichtere Arbeit zu finden. Durchaus vergleichbar mit der alten italienischen Binnenmigration gehen die Immigranten weg von der Landarbeit im Süden über die kleinen mittelständischen Industriebetriebe Mittelitaliens hin zur Großindustrie des Nordens. Hätten sie sich von Haus aus im Norden um Legalisierung bemüht, wären ihre Chancen vielleicht geringer gewesen.

## 7. Mögliche Auswege und realistische Zielsetzungen

Die bei weitem liebste Tätigkeit der Chinesen ist, wie erwähnt, der selbständige Handel. Über die Herkunft der Waren zu spekulieren, ist hier nicht der richtige Ort. Der Vorwurf vieler Italiener, dass es sich dabei um illegale Ware handle, um Raubkopien, um Diebesgut und um Fälschungen, muss aber erwähnt werden, da verschiedenste gegenseitige Ressentiments eben auf diesen Vorwürfen beruhen. Man mutmaßt, dass ambulante Händler oft ihre Waren von (italienischen) Kleinkriminellen beziehen, die sie mit Waren ungeklärter Herkunft versorgen. Der Händler kann sich auf diese Weise zwar keine Reichtümer erwirtschaften, aber er kann eher schlecht als recht überleben und sich notdürftig versorgen. Der Lebensstandard dieser Händler entspricht ungefähr dem eines schwarzarbeitenden Handwerkers, der in den großen Städten ohne gültige Arbeitserlaubnis und ohne Steuern zu entrichten tätig ist. Ungelernte ArbeiterInnen stehen natürlich noch schlechter da, etwa Hausangestellte, die oft rund um die Uhr verfügbar sein müssen und die für nichts als Verpflegung und Unterkunft arbeiten.

Die chinesische Gemeinschaft kommt üblicherweise ohne diese illegalen Wege aus. Sie verkaufen andere Ware als die gefälschten Markenuhren aus der Schweiz oder die gefälschten Handtaschen und Schuhe italienischer Designer wie Prada, Armani oder Gucci, die schwarzafrikanische Illegalen<sup>19</sup> üblicher-

---

<sup>19</sup> Ich möchte an dieser Stelle betonen, dass ich mich nur auf persönliche Beobachtungen beziehe, so wie sie jeder Italienreisende machen kann. Ich möchte diese Aussage auch nicht wertend verstanden wissen, denn bei allem Verständnis für die Notwendigkeit der Einhaltung von Gesetzen darf man nicht vergessen, dass diese Menschen aus einer star-

weise anbieten. Sie handeln mit billigen no-name Produkten aus dem fernen Osten und sprechen auch eine andere Käuferschicht an. Sie sind zwar noch immer auf einen überaus gefährlichen Einreiseweg über den Kanal von Otranto<sup>20</sup> angewiesen, doch wenn sie erst einmal angekommen sind, bemüht sich die chinesische Gemeinschaft, Illegalität zu vermeiden. Zahllose Versuche, diese starke Konkurrenz für die italienischen Kleinhändler zu kriminalisieren, sind bisher fehlgeschlagen<sup>21</sup>.

Meiner Ansicht nach ist es blauäugig zu glauben, dass es sich bei den Ausschreitungen in Mailand im April letzten Jahres nur um einen Einzelfall gehandelt hat, der sich kaum wiederholen wird, wenn die Art der Politik weiter betrieben wird, die letztlich für diesen Vorfall der Auslöser war. Am konkreten Fall des Strafmandates wurden ja nur jahrelang aufgestauten Gefühle frei, denn die Chinesen meinen, wirtschaftlich benachteiligt zu sein und die Italiener fürchten eine „chinesische Bedrohung“ in wirtschaftlicher Hinsicht. Die Aussicht, mehr arbeiten zu müssen oder schwerere Arbeitsbedingungen in Kauf nehmen zu müssen, um gegen die Ostasiaten konkurrenzfähig zu bleiben, ist für die Italiener wenig erfreulich. Arbeitszeiten wie in Ostasien will man hierzulande freilich nicht haben. Ein in der Theorie einfach klingender, aber in der Praxis umso schwerer umsetzbarer Weg ist der der Verbesserung der Kommunikation. Wie erwähnt, sind die (zumeist jungen) Chinesen ohnehin in der Lage, italienisch zu kommunizieren und ihre Fähigkeiten werden aufgrund der Schulpflicht immer besser. Kennenlernen muss aber auch in die andere Richtung gehen: die ortsansässigen ItalienerInnen müssen Gelegenheit haben, ihre chinesischen MitbürgerInnen besser kennen- und verstehen zu lernen. Da die chinesischen Gemeinschaften in Italien nicht nur zahlenmäßig sehr stark, sondern auch politisch prominent vertreten sind, müsste es möglich sein, mit etwas gutem Willen kulturelle Veranstaltungen, wie Ausstellungen, Theater etc. in italienischer Sprache zu organisieren. Die Hoffnung, dass

---

ken persönlichen Notlage heraus handeln. Sie einzusperrern oder gar auszuweisen ist meiner Ansicht nach die schlechteste aller möglichen Lösungen.

<sup>20</sup> Der Kanal von Otranto verbindet das italienische Brindisi mit dem albanischen Vlore – oder trennt es voneinander – und war bereits häufig der Schauplatz von regelrechten Flüchtlingstragödien. Der bisherige tragische Höhepunkt war der Tod von ca. 300 Menschen, die 1997 hilflos im Meer ertranken, nachdem ein Schiff der italienischen Küstenwache ihr Motorboot gerammt hatte.

<sup>21</sup> Andere Vorfälle regen durchaus zum Schmunzeln an: Etwa die „7000 unsterblichen Chinesen von Florenz“, einer Gruppe von 7000 legal in Florenz lebenden Chinesen, in deren *Community* nie ein Todesfall gemeldet wurde. Eine gültige Arbeitserlaubnis lässt man eben nicht leichtfertig verfallen!

solche Angebote, sofern sie nur interessant genug sind, mit der Zeit schon angenommen werden, besteht meiner Ansicht nach durchaus.

Ebenso wünschenswert wäre eine faire und gerechte Politik und Gleichbehandlung für alle; soweit ich beobachten konnte, fürchten chinesische Händler ausländerfeindliche, schikanöse Maßnahmen einzelner Vertreter der örtlichen Behörden weit mehr als angemessene, genaue Kontrollen ihres Personals und ihrer Waren. Sie argumentieren, dass sie sich eben keiner Gesetzesübertretungen schuldig machten und dass gerechte<sup>22</sup> Kontrollen durchaus dienlich wären, um Vorurteile abzubauen.

Dass es eine ethnische Minderheit in ihrer neuen Heimat besonders schwer hat, wenn sie sich phänotypisch von der Zielgesellschaft unterscheidet, liegt auf der Hand. Wenn der Einzelne bei der kleinsten persönlichen Schwierigkeit, der er sich im Leben gegenüber sieht, den „Anderen“ die Schuld geben kann und wenn er diesen „Anderen“ – auch wenn dieser sprachlich und kulturell noch so integriert ist – aus optischen Gründen so leicht erkennt, dann ist Ausländerfeindlichkeiten Tür und Tor geöffnet. Daraus resultierende persönliche Tragödien sind in der Soziolinguistik schon seit längerem bekannt und sehr gut dokumentiert<sup>23</sup>.

Auch in diesem Sinn ist ein offenes, gegenseitiges aufeinander Zugehen der Träger der betroffenen Kulturen unabdingbar. Vorurteile durch (Kennen)-Lernen abzubauen ist vielleicht nicht nur der einfachste, sondern auch der einzige Weg, um Rassismus und Menschenfeindlichkeit zu begegnen.

## Bibliographie

- Angenendt, Steffen, 1999. „Europa als Einwanderungsgebiet“, in: Weidenfeld, Werner, (Hg.), *Europa-Handbuch*. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung, 847-861.
- Bach, Maurizio, (Hg.), 2000. *Die Europäisierung nationaler Gesellschaften*. Wiesbaden.
- BBC News*, 13. 4. 2007, abrufbar auch unter <http://news.bbc.co.uk> (letzter Zugriff am 1. Mai 2008).

---

<sup>22</sup> Die Menschen, mit denen ich sprechen konnte, sagten, dass sie es sich wünschen würden, genau so wie „echte“ Italiener kontrolliert zu werden. Zu genaue Kontrollen wünsche sich kein Händler – auch kein italienischer; „Wegschauen“ verschaffe ihnen aber auch Nachteile, da sich dann die Italiener benachteiligt fühlten.

<sup>23</sup> Vgl. dazu etwa Kremnitz 1987 und 1990.

- Benton, Gregor / Bieke, Frank N., (Hg.), 1998. *The Chinese in Europe*. London.
- Beonio-Brocchieri, Paolo et al., (Hg.), 1982. *La Cina e il mondo negli anni '80*.  
Atti del Convegno "Le Linee della politica estera cinese negli anni '80".  
Milano, 26-27 giugno 1981.
- Campani, Giovanna, et al., (Hg.), 1994. *L'immigrazione silenziosa*. Le comunità cinesi in Italia. Torino.
- Cecchagno, Antonella, 2003. *Migranti a Prato: il distretto tessile multi-etnico*. Milano.
- Cologna, Daniele / Farina, Patrizia, 1997. „Dove si infrangono le onde dell'oceano ci sono cinesi d'oltremare“, in: Farina, Patrizia et al., (Hg.), *Cina a Milano*. Famiglie, ambienti e lavori della popolazione cinese a Milano. Milano, 17-57.
- Cologna, Daniele, 2002. *Bambini e famiglie cinesi a Milano : materiali per la formazione degli insegnanti del materno infantile e della scuola dell'obbligo*. Milano.
- Eichenhofer, Eberhard, 1999. „Illegale Einreise, illegaler Aufenthalt und illegale Beschäftigung als Fragen der Migrationsforschung“, in: Eichenhofer, Eberhard, (Hg.), *Migration und Illegalität*. Osnabrück: IMIS-Schriften 7.
- International Herald Tribune*, 26. April 2007.
- Kremnitz, Georg, 1987. „Auto-odi (Selbsthaß). Zur Aufnahme und Verwendung des Begriffes in der Sprachwissenschaft“, in: *Semiotische Berichte* XI, 419-437. (Ebenso in: *Doxa* XIII, Budapest 1987, 159-177).
- Kremnitz, Georg, 1990. „Wirkungsweisen repressiver Sprachpolitik dargestellt am Beispiel des Katalanischen in der Franco-Zeit“, in: *Zeitschrift für Katalanistik* 3, 90-102.
- Piore, Michael, 1979. *Birds of Passage*. Migrant Labour and Industrial Societies. New York.
- Stark, Oded / Taylor, J.E., 1989. „Relative deprivation and international migration“, in: *Demography* 26, 1-14.
- Stark, Oded, 1991. „Migration incentives, migration types: the role of relative deprivation“, in: *Economic Journal* 101, 1163-1178.
- Stiftung Freudenberg, (Hg.), 2000. *Towards Emerging Ethnic Classes in Europe?* Weinheim.
- The Australian*, 14. April 2007.
- [www.tuttocina.it](http://www.tuttocina.it) (letzter Zugriff am 1. Mai 2008).
- [www.camera.it](http://www.camera.it) (letzter Zugriff am 1. Mai 2008).
- [www.comune.milano.it](http://www.comune.milano.it) (letzter Zugriff am 1. Mai 2008)<sup>24</sup>.

---

<sup>24</sup> Zugriff auf Daten, Statistiken u.ä. Materialien nur für registrierte User möglich.

## **Eine „neue Minderheit“ in Spanien. Zur Anerkennung der Gitanos als Gruppe**

Max DOPPELBAUER, Wien

### **0. Einleitung**

Man kann nicht behaupten, dass es sich bei den Gitanos in Spanien um eine neue Minderheit handelt. Die Gruppe befindet sich nachweislich seit dem Jahr 1425 auf der Iberischen Halbinsel. Wahrscheinlich wanderten die ersten Gruppen schon früher ein. Zu diesem Zeitpunkt existierte Spanien im heutigen Sinne nicht.

Neu aber ist die offizielle Anerkennung der Gruppe durch den spanischen Staat und durch einige seiner Autonomen Gemeinschaften, was Thema dieses Beitrags sein soll.

Bislang definierten sich die spanischen Minderheiten über Sprachen, was im viel zitierten Artikel 3 der spanischen Verfassung von 1978 begründet liegt. Ob es sich nun bei den Gitanos auch um eine sprachliche Minderheit handelt, soll in einem abschließenden Punkt diskutiert werden.

### **1. Benennung der Gruppe**

Die Benennung der Gruppe, bzw. der Gruppen stellt heute ein Problem dar. Die meisten Bezeichnungen haben (üblicherweise negative) Konnotationen, sodass sie von den Gruppen selbst abgelehnt werden. Im deutschsprachigen Umfeld spricht man normalerweise von *Roma und Sinti*, wobei hier schon die Komplexität des Problems angesprochen wird, denn diese Termini lassen sich nicht ohne weiteres auf andere Gebiete beziehen. Es existieren in anderen Kulturräumen eben andere Unterteilungen innerhalb dieser Gruppen, ob nun auf nationaler oder internationaler Ebene; man kann auf eine äußerst inhomogene Gemeinschaft schließen.

Marcel Courthiade teilt die Gruppe(n) in *Rroma* (sic!), die sich hauptsächlich im mittel- und südosteuropäischen Raum niederließen, und von wo aus einige die Karpaten in Richtung Baltikum überquerten; schon sehr früh trennten sich von dieser Gruppe die Sinti, die nach Westeuropa zogen, in deutschsprachige Gebiete und nach Norditalien. Einige zogen bis nach

Frankreich, wo sie heute unter dem Namen *Manouches* bekannt sind. Eine andere Gruppe, die auf die Iberische Halbinsel weiterzog, war jene der *Kalé*, was übersetzt soviel wie "die Schwarzen" bedeutet; jene, die sich in Finnland niederließen, nennen sich ebenfalls *Kalé*, und die, die bis nach Großbritannien kamen heißen *Romanichels* (Courthiade 2004: 38ss; Haupt 2006: 26).

Aber es gibt davon abweichende Einteilungen. Auch innerhalb der *Rroma* in Südosteuropa und der Türkei gibt es scheinbar unversöhnliche Unterschiede zwischen einigen (Unter-)Gruppen (vgl. Schmidt 2007), die von außen als Einheit betrachtet werden.

Die Gemeinsamkeit aller Gruppen bzw. Untergruppen ist wahrscheinlich deren Sprache, das Romanes, wobei innerhalb aller Gemeinschaften im Laufe der Geschichte schon viele dieses zugunsten der nationalen Mehrheitsprache aufgegeben haben. Weiters sind auch die Vorurteile gegen die Gruppen und deren soziale Randstellungen wahrscheinlich allen nationalen Untergruppen gemein.

Die spanische (Unter-)Gruppe wird ethnologisch als *Kalé* bezeichnet, die Gruppe selbst hat aber die Bezeichnung *gitanos* übernommen, ursprünglich ebenfalls eine Außenbezeichnung, die sich auf eine alte Bezeichnung Griechenlands bezog, auf *Egipto menor* (egipciano → gitano), dem vermeintlichen Ursprung der Gruppe. Trotz der historisch vielfach negativen Konnotationen der Bezeichnung *gitanos* verwenden die großen Vertretungen und Vereine der Gemeinschaft in Spanien sie selbst, wie bspw. der *Instituto de Cultura Gitana* in Madrid, der *Centro Sociocultural Gitano Andaluz* in Granada oder die *Fundación Secretariado Gitano* (FSG) in Madrid, die in allen Autonomen Gemeinschaften Niederlassungen betreibt. Weiters gibt es auch Vereinigungen in Spanien, die auf die Bezeichnung *romanó/romaní* zurückgreifen, wie die *Unión Romani*, die sich damit in einen internationalen Kontext einbetten will, doch auch dieser Verein nennt sich im Untertitel *Unión Romani - Unión del Pueblo Gitano*.

Wenn ich mich also auf die Gruppe in Spanien beziehe, verwende ich die Bezeichnung *Gitanos*, wenn ich mich auf die Gruppe auf internationalem Niveau oder im historischen Zusammenhang beziehe, werde ich die Bezeichnung von Marcel Courthiade „Roma“ übernehmen, im vollen Bewusstsein, dass es sich dabei um keine homogene Gemeinschaft handelt.

Erst seit 1971 existiert eine international agierende Organisation, die *International Romani Union*, die sich als Vertretung aller nationaler Untergruppen sehen möchte. Seit 1979 ist sie von den Vereinten Nationen als Interessensvertretung dieser Gemeinschaft anerkannt. Wahrscheinlich hat diese Organisation auch die breiteste Unterstützung innerhalb der Gruppen. Die *International Romani Union* hat auch eine Flagge und eine eigene Hymne für die

Roma eingeführt („Gelem, gelem“), in deren Text die Verfolgung durch die Nationalsozialisten angesprochen wird. Dieser größte Versuch der Auslöschung der Gruppe ist im Bewusstsein vieler heute vielleicht jener Faktor, der am meisten zur Kohäsion der Untergruppen beiträgt.

## **2. Geschichte *eines* (?) fahrenden Volkes - Geschichte von Vorurteilen**

Höchstwahrscheinlich handelte es sich bei den Roma nie um *eine* homogene Gruppe. Viel wahrscheinlicher ist, dass im Laufe der Jahrhunderte viele kleinere Gruppen aus uns nicht bekannten Gründen aus dem Nordindischen Raum in Richtung Europa zogen oder ziehen mussten. Da von den Gruppen selbst keine geschriebenen Quellen überliefert sind, beschränkt sich unser Wissen über sie hauptsächlich darauf, was andere Kulturen, die mit ihnen in Kontakt traten, berichteten.

Die ältesten Begleiter dieser Gruppen waren vermutlich die Vorurteile gegen sie. Diese tauchen schon sehr früh auf: Im Jahre 1011 berichtet der persische Historiker Firdausi in seinem Geschichtsbuch über ein Ereignis aus dem 5. Jahrhundert. Ich betone, dass es sich dabei natürlich um eine Legende handelt, nach der der indische dem persischen König 12.000 Musiker sandte, da es in Persien nicht genug Musiker gegeben hätte. Diese Musiker aus dem Volk der Luri hätten zur Begrüßung Getreidesamen und Rinder erhalten, die sie aber, anstatt Felder zu bestellen, aufgegessen hätten, und so hätten sie kurz darauf nichts mehr gehabt, mussten also stehlen (Kenrick 1995: 19).

Was als gesichert gilt, ist, dass zwischen dem 5. und dem 10. nachchristlichen Jahrhundert besagte Gruppen ihr Ausgangsgebiet verließen; sie erreichten wahrscheinlich ab dem 14. Jahrhundert Europa.

Durch Analyse des lexikalischen Inventars ihrer Sprache konnte aber die wahrscheinliche Reiseroute der Gruppen rekonstruiert werden. So zogen die Roma über Persien und Kleinasien nach Europa, wobei sie sich in den verschiedenen Gebieten unterschiedlich lange aufgehalten haben mussten, bevor sie (wieder) vertrieben wurden, oder aus anderen Gründen weiterzogen.

Seit ihrer Ankunft in Südosteuropa wurden sie binnen kürzester Zeit verfolgt und weitergejagt. Oft ist das einzige, was wir über sie wissen, wie sie von der Mehrheitsbevölkerung schikaniert und durch gesetzliche Erlässe verjagt oder für vogelfrei erklärt wurden. In Rumänien war die Gruppe z.B. bis in die 1860er Jahre versklavt.

Aus dem deutschsprachigen Raum sind seit dem 15. Jahrhundert viele Verfolgungen bekannt. Auch hier berichten die ersten Nachrichten vor allem

von Vorurteilen. So schreibt der Chronist Hermann Cornerus in seiner Chronik (Chronicon) aus dem Jahr 1435 über das Jahr 1417:

Quaedam extranea et praeciae visa vagabundaque multitudo hominum de orientibus partibus venit in Alemannia. [...] Turmatim autem incedebat, et extra urbes in campis pernoctabat, eo quod furtis nimium vacaret, et in civitatibus comprehendi timeret. Erant autem numero circiter CCC homines utriusque sexus, demtis parvulis et infantibus, forma turpissimi, nigri ut Tartari, Secanos se nuncupantes. [...]

(Übers.: Eine gewisse fremde, vorher nicht gesehene umherschweifende Menge von Menschen kam aus östlichen Landstrichen nach Alemannien. [...] Sie zog truppweise und übernachtete außerhalb der Städte auf den Feldern, weil sie sich sehr dem Diebstahl widmete und fürchtete, in den Städten aufgegriffen zu werden. Es waren aber etwa 300 Menschen beiderlei Geschlechts, ausgenommen Kinder und Säuglinge, von sehr hässlicher Gestalt, schwarz wie die Tartaren und sie nannten sich Secaner. [...]) (zit. bei Gronemeyer 1987: 15)

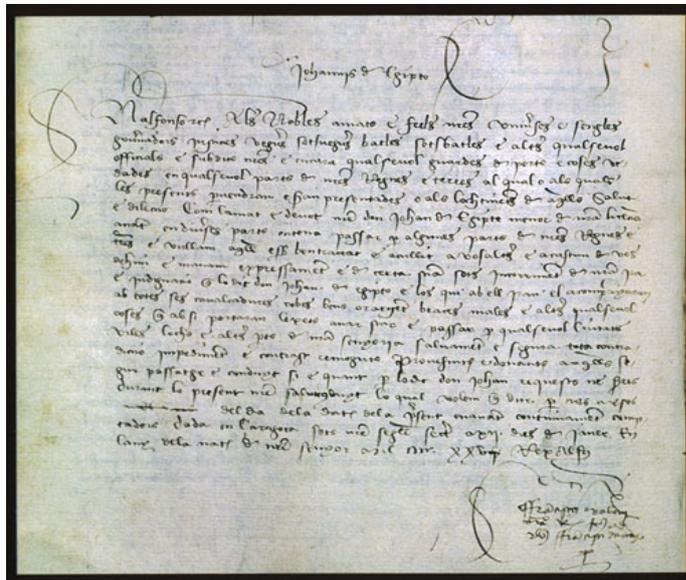


Abb 1: Schutzbrief von Alfonso von Aragón für Don Johan aus 1425

### 3. Die Gruppe auf der Iberischen Halbinsel

Die Ankunft der ersten Gruppen auf der Iberischen Halbinsel wird für Anfang des 15. Jahrhunderts angenommen. Gesichert ist deren Ankunft spätestens für das Jahr 1425, denn aus diesem Jahr ist ein Schutzbrief von König Alfonso el Magnànim von Aragón erhalten (Abb.1). In diesem Schutzbrief erlaubte der König einem Don Johan aus „Ägypten“ mit seinen Begleitern explizit den Aufenthalt in seinen Ländern, dies in katalanischer Sprache. Wörtlich heißt es da:

N'Alfonso, [...] Als nobles, amats e feels nostres universes e sengles governadors, justicies, veguers, sotsveguers, batles, sotsbatles, e altres qualsevol oficials e subdits nostres, e encara qualsevol guardes de ports e coses vedades en qualsevol parts de nostres regnes e terres al qual o als quals les presents pervendran e seran presentades o als loctinents de aquells, salut e dilecció. Com l'amat e devot nostre don johan de Egipte Menor, de nostra licència anat en diverses parts, entena passar per algunes parts de nostres regnes e terres, e vullam aquell èsser bentractar e acollit, a vosaltres e a cascun de vos dehim e manam expressament e de certa sciència, sots incorriment de nostra ira e indignació que lo dit don Johan de Egipte e los que ab ell iran e l'acompayaran, ab totes ses cavalcadures, robes, bens, or, argent, beaces e altres qualsevol coses que ab si portaran, lexets anar, estar e passar per qualsevol ciutats, viles, lochs e altres parts de nostra senyoria salvament e segura, tota contradicció, impediment e contrast remoguts. Povehints e donants a aquells segur passatge e conduyt si e quan per lo dito don Johan request no serets durant lo present nostre salvoconduyt, lo qual volem que dur per tres mesos del dia de la data de la present en avant continuament comptadors. Dada en Çaragoça sots nostre segell secret a XII dies de janer en l'any de la nativitat de Nostre Senyor Mil CCCXXV Rex Alfonsus. Franciscus Exalon, mandato regio facto ad relacionem Francisci d'Arinyo.  
(<http://www.unionromani.org/docgit.htm>)

Mit diesem Schutzbrief durfte sich also Don Johan im Gebiet der Krone Aragons mit seinen Begleitern aufhalten, vielleicht war dies die erste Gruppe, die auf der Iberischen Halbinsel eintraf. Doch im Jahr 1425 existierte Spanien – wie eingangs erwähnt – im heutigen Sinne noch lange nicht. Zu dieser Zeit befand sich im Süden das islamische Königreich Granada, im Norden das

Königreich Navarra, den Osten bildete die Krone Aragons und im Zentrum und Nordwesten befand sich das Königreich Kastilien und León. Madrid war noch ein kleines Dorf, und die Gitanos befanden sich schon knapp 100 Jahre auf der Halbinsel, als es zur dynastischen Einigung (bzw. Eroberung) der vier Reiche kam.

In den Jahren nach 1425 kamen mehrere kleine Gruppen über die Pyrenäen auf die Iberische Halbinsel, die allesamt königliche Schutzbriefe von den jeweiligen Herrschern erhielten. Aus dem Jahr 1460 ist einer für einen gewissen Anführer Don Martin und seine Gruppe überliefert. Zwischen 1460 und 1471 bekam ein Don Jacobo insgesamt drei Schutzbriefe, ein Don Paulo erhielt einen im Jahr 1471 für sich und seine Begleiter; ein Don Miguel erhielt einen Schutzbrief im Jahre 1472 und schließlich erhielt zwischen 1474 und 1476 der Anführer Don Juan weitere drei. (Fraser 2005: 107)

Für November 1462 ist die Ankunft der ersten Fahrenden in Jaén, in Andalusien, überliefert, denen ein fürstlicher Empfang bereitet worden sein soll. Sie erhielten eine Vielzahl von Geschenken, Brot, Wein, Fleisch, Geflügel, Fisch, Kleider aus Wolle und Seide, etc. und eine beachtliche Summe an Geld. (ibid.)

Ab den 1470er Jahren erreichte noch eine Welle von Einwanderern derselben Ethnie die Iberische Halbinsel, dieses Mal aber auf dem Seeweg über die Mittelmeerküste. Sie wurden Griechen genannt und erzählten, dass sie auf der Flucht vor den Türken seien (Fraser 2005: 108).

### 3.1 Die lange Zeit der Verfolgungen

Das Schicksal der Gitanos auf der Iberischen Halbinsel wendete sich schnell zum Schlechtesten. Unter der Herrschaft der *Katholischen Könige* Fernando und Isabel wurde die Toleranz rasch eingeschränkt – nicht nur den Gitanos gegenüber. Ab dem Jahr 1478 etablierte sich in Kastilien und Aragon die Inquisition (ab 1492 in Granada und Amerika, ab 1512 in Navarra), und diese wurde zum brutalen Instrument einer politischen Einigung (Tusell et al. 2005, Bd.I: 312), natürlich auf Kosten der Menschenrechte. Sieben Jahre nach der Vertreibung der Juden und drei Jahre vor der Zwangskonvertierung der Muslime, präsentierten die *Katholischen Könige* im Jahr 1499 ihre *Pragmática Sanción de Medina del Campo*, in der den Gitanos zwei Möglichkeiten angeboten wurden: entweder wurden sie sesshaft und unterwarfen sich einem Herrn, oder sie mussten binnen 60 Tagen das Land verlassen (Fraser 2005: 108; Leblon 2001: 22). Mit dieser Pragmatischen Sanktion von 1499 begann die offizielle Verfolgung der Gitanos auf der Iberischen Halbinsel.

Im Jahre 1525 wurden alle Schutzbriefe vom Hof in Toledo annulliert (Leblon 2001: 27) und es folgten für die Gitanos Jahre der Verfolgung und Folter. Die üblichen Strafen reichten vom Abschneiden der Ohren bis zur Strafgaleere. Im Jahr 1539, unter Carlos I., wurde ein weiterer Versuch der Sesshaftmachung der verschiedenen Gruppen betrieben, wobei weiterhin die Pragmatische Sanktion von 1499 Rechtsgültigkeit hatte (Gitanos 2004: 27).

1560 erneuerte dann Felipe II. alle Gesetze gegen die Gitanos, wobei er die Strafen gegen die sog. *vagabundos* verschärfte:

[...] exposición pública y cuatro años de galeras al primer arresto; cien azotes y ocho años de galeras al segundo y otros cien azotes más galeras a perpetuidad la tercera vez (Leblon 2001: 28).

Weiters wurden die Sprache und die Bräuche der Gitanos in Dekreten aus 1570 und 1586 verboten (Gitanos 2005: 27).

Felipe III. verbot ihnen während seiner Herrschaft zwischen 1610 und 1619 die Zucht und den Handel mit Pferden, was bis dahin eine der wichtigsten Einnahmequellen für die Gruppe dargestellt hatte.

Die Anti-Gitano-Gesetze wurden im Laufe der Jahrhunderte immer rigoroser und auch „origineller“; so entstand am Ende des 16. Jahrhunderts im königlichen Rat die Idee, die Gitanos von den Gitanas zu trennen, um so eine Reproduktion der Gruppe zu unterbinden (Leblon 2001: 30). Diese Idee wurde dann in den folgenden Jahrhunderten immer wieder (nicht nur in Spanien) aufgegriffen.

Im Allgemeinen waren die Mitglieder der *Cortes* in zwei Lager geteilt: die einen wollten die Vertreibung der Gitanos, die anderen wollten „lediglich“ ihre zwangsweise Sesshaftmachung und totale Assimilation. Als im Jahre 1609 die Vertreibung der Morisken beschlossen wurde, wurde von vielen Seiten dasselbe Schicksal für die Gitanos verlangt, da ihnen vorgeworfen wurde, sie seien nur verkleidete Mauren, und als solche sollten sie ebenso hinausgeworfen werden (Leblon 2001: 31). In diesem Jahrhundert festigten sich zahllose weitere Vorurteile gegen die Gruppe, die bis zum Vorwurf des Kannibalismus gingen.

Im Jahr 1619 zählt Sancho de Moncada, Professor an der *Universidad de Toledo*, in seinem Buch *Restauración política de España y deseos públicos*, eine Liste von Klagen gegen Gitanos auf:

1. los gitanos son espías y traidores; 2. son unos ociosos y unos vagabundos; 3. las gitanas son todas prostitutas; 4. los gitanos roban lo

que sea, hasta los niños; 4. son brujos, adivinos magos y quirománticos; 6. son a un tiempo herejes, paganos, idólatras y ateos! (zit. bei Leblon 2001: 32)

Und 1631 schreibt Juan de Quiñones in seinem *Discurso contra los gitanos*:

Así, esta vil canalla no es otra cosa que hombres y mujeres huidos por delitos o deudas, gente amotinada y fascinerosa que, no pudiendo estar en los lugares donde son conocidos, se retiran a los montes o lugares de poca vecinidad, y escondidos, para ocultarse. Y el traer las caras quemadas, es por las injurias del tiempo, y andar hostigados del sol. Bonifacio dice que, para parecer alienígenas, y de tierras diferentes, se lavan la cara cada mes con el zumo de unas hierbas que les pone la tez negra. Y esto hace creer a algunos que no son españoles sino naturales de otra tierra tan abrasada como África o Egipto, ayudando al engaño el lenguaje y vestido que usan. (zit. bei Leblon 2001: 33)

Hier ist hochinteressant zu beobachten, dass allein die Tatsache, eine vom Kastilischen unterschiedene Sprache zu sprechen, die Gitanos zu verdächtigen Elementen innerhalb der Gesellschaft machte. Ihre sprachliche Differenz machte sie automatisch zu Feinden der Mehrheitsgesellschaft.

Der Satz "*el lenguaje ayuda al engaño*" bedeutet nichts anderes, als dass jeder lüge, der eine andere Sprache als die kastilische verwende.

Um mich hier nicht zu sehr in Einzelheiten zu verlieren, möchte ich im Folgenden nur die wichtigsten Dekrete gegen die Gitanos nennen:

Am 8. März 1633 präsentiert Felipe IV. eine neue Pragmatische Sanktion, die es den Gitanos verbietet, in Gruppen zusammen zu leben:

Y mandamos a todas las justicias que, teniendo noticia de que andan gitanos en su partido o salteadores, se reúnan todos y con la prevención necesaria de gentes, perros y armas, los cerquen, prendan o maten, y si los prendieren, a los gitanos y gitanas que, por algunas causas justas, no merecieren pena de muerte ni galeras, queden esclavos por toda la vida.

Die Pragmatische Sanktion von Carlos II. vom 12. Juni 1695 will dann die physische Auslöschung der Gruppe:

Sabed que, aunque de muchos años a esta parte se ha procurado por justas, y gravísimas causas del servicio de Dios Nuestro Señor y bien de estos Reynos expeler, y exterminar de ellos a los gitanos, como gente tan perniciosa.

1717 war Felipe V. der erste Bourbonne, der eine weitere Pragmatische Sanktion präsentiert, in der er 41 Orte innerhalb Spaniens festlegt, an denen sich die Gitanos niederlassen müssen. Im Oktober 1745 verlangt derselbe König in einer anderen *Pragmática* dann Folgendes:

Se ordena cazar a los gitanos por el hierro y por el fuego, y hasta la santidad de los templos podrá ser allanada en su persecución, arrancándolos de las gradas del altar, si hasta él llegaren huyendo en busca de asilo.

Sein Nachfolger, Fernando IV., befiehlt im Jahre 1749, die Gitanos auszulöschen (wörtl.: *exterminar a la raza gitana*). Um die 9000 Gitanos wurden daraufhin in der Nacht des 30. Juli 1749 festgenommen und in Straflagern und Minen festgehalten und zur Zwangsarbeit gezwungen (Gitanos 2004: 27).

Glücklicherweise scheiterte dieses "Auslöschungsvorhaben" und 1763 wurde die Freilassung aller Gitanos veranlasst. Auch in den darauf folgenden Jahren wurde die Lösung der "cuestión gitana" in den *Cortes* diskutiert, wobei auch über eine Aussiedlung der Minderheit nach Amerika nachgedacht wurde.

Im Jahre 1783 unterzeichnet schließlich Carlos III. eine Pragmatische Sanktion, durch die eine effektive Integration in die Gesellschaft vollzogen werden sollte. Eigentlich wurde aber keine wirklich neue Lösung präsentiert, d.h. als Ziel wurde die vollständige Assimilation der Gruppe formuliert. Wörtlich heißt es: [...] *se trata de transformar una masa de ociosos en súbditos útiles*.

Mit dieser *Pragmática* sollten die Gitanos mehr oder weniger dieselben Rechte wie alle Spanier erhalten, vorausgesetzt sie erfüllten drei Auflagen:

1. Sie sollten ihre Tracht und ihren besonderen Schmuck ablegen.
2. Sie durften ihre Sprache, das Caló, nicht öffentlich verwenden.
3. Sie mussten sesshaft werden.

Aber auch dieses Mal wurden die Auflagen nicht von allen erfüllt, durch die Marginalisierung der Gruppe konnte ein solches Gesetz auch nur einen sehr beschränkten "Erfolg" haben.

1795 erneuerte Carlos IV. die *Pragmática* seines Vaters:

Sabed: que con el fin de contener y castigar la vagancia de los conocidos con el nombre de gitano, como mi glorioso padre Carlos III las providencias que estimó oportunas, y para ello se promulgó la Pragmática Sanción: [...] Capítulo 35. Por un efecto de mi real clemencia a todos los llamados gitanos, y a cualesquiera otros delincuentes vagantes que han perturbado hasta ahora la tranquilidad pública, si dentro del citado término de noventa días se retirasen a sus casas, fijasen su domicilio, y se aplicaren a oficio, ejercicio u ocupación honesta [...].

Während des 19. Jahrhunderts änderte sich die offizielle Politik den Gitanos gegenüber kaum, die genannte *Pragmática* wurde lediglich erneuert. Unter Isabel II. wurden die Gitanos ab dem Jahr 1847 gezwungen, neben den Personaldokumenten auch eine Urkunde bei sich zu führen, in der die genaue Anzahl ihrer Tiere und deren Charakteristika verzeichnet sein sollten. Zudem mussten darin alle An- und Verkäufe von Vieh aufgelistet werden – eine weitere Schikane, die vermutlich durch die alten Vorurteile zustande kam.

Während nun im 20. Jahrhundert die 2. Spanische Republik eine Befreiung für so manche minorisierte Gruppe innerhalb Spaniens bedeutete, brachte die Demokratisierung für die Gruppe der Gitanos nicht viel Neues, im Gegenteil: am 4. August 1933 wurde von allen im *Congreso* vertretenen Parteien konsensuell die sog. "*Ley de prevención y de medidas de seguridad contra vagos y maleantes*" verabschiedet. Dieses Gesetz war ein prädeliktuales Gesetz und wurde hauptsächlich auf die Gruppe der Gitanos angewendet. Mit diesem Gesetz konnte also jeder "Verdächtige" präventiv und grundlos festgehalten und schikaniert werden.

Später wurde dieses Gesetz mehrfach geändert (1935, 1948, 1954, 1958), blieb aber ein Mittel zur Unterdrückung der Gitanos (und auch anderer ungeliebter Gruppen, wie bspw. Homosexueller) und war theoretisch bis 1978 in Kraft.

Mit dem Spanischen Bürgerkrieg verschärfte sich die Verfolgung der Gitanos, und 1943 trat ein eigenes Polizeigesetz zu ihrer Verfolgung in Kraft.

Im *Reglamento de la Guardia Civil*, vom 14. Mai 1943, wird in drei Artikeln (4, 5, 6) die "besondere Behandlung" der Gitanos vorgeschrieben:

Artículo 4. Se vigilará escrupulosamente a los gitanos, cuidando mucho de reconocer todos los documentos que tengan, observar sus trajes, averiguar su modo de vivir y cuanto conduzca a formar una idea exacta

de sus movimientos y ocupaciones, indagando el punto a que se dirigen en sus viajes y el objeto de ellos.

Artículo 5. Como esta clase de gente no tiene por lo general residencia fija, se traslada con mucha frecuencia de un punto a otro en que sean desconocidos, conviene tomar de ellos todas las noticias necesarias para impedir que cometan robos de caballerías o de otra especie.

Artículo 6. Está mandado que los gitanos y chalanos lleven, además de su cédula personal, la Patente de Hacienda que les autorice para ejercer la industria de tratante de caballerías. Por cada una de éstas llevarán una guía con la clase, procedencia, edad, hierro y señas, la cual se entregará al comprador [...] Los que no vayan previstos de estos documentos o, los que de su examen o comprobación resulte que no están en regla, serán detenidos por la Guardia Civil y puestos a disposición de la Autoridad competente como infractores de la Ley.

Hier sollte abschließend angemerkt werden, dass die große Mehrzahl der Gitanos seit dem Jahr 1783 sesshaft war. Dieses Gesetz war also nicht nur ein offizielles Werkzeug zur expliziten Verfolgung der Gruppe, es wurden hier außerdem noch Vorurteile, die von Historikern klar widerlegt werden (Art. 5), für die Exekutive festgeschrieben.

### **3.2 Die Anerkennung der Gitanos als Gruppe**

Erst nach dem Tod Francos wurden dann alle Anti-Gitano-Gesetze durch die Verfassung von 1978 annulliert. Im Artikel 14 werden nun allen spanischen Staatsbürgern dieselben Rechte garantiert:

Artículo 14: Los españoles son iguales ante la ley, sin que pueda prevalecer discriminación alguna por razón de nacimiento, raza, sexo, religión, opinión o cualquier otra condición o circunstancia personal o social.

Aber die Gitanos wurden noch nicht als Gruppe mit eigener Kultur innerhalb der spanischen Gesellschaft anerkannt.

Die Gemeinschaft musste bis zum Jahr 2005 warten. Im *Real Decreto 891/2005* vom 22. Juli 2005 wurde der *Consejo Estatal del Pueblo Gitano* ins Leben gerufen. Es sollte hier ein Organ geschaffen werden, das als Kraft politischer Mitbestimmung agieren sollte, um die gesellschaftlichen Benachteiligungen der Gitanos aufzuheben (Gitanos 2007: 17).

Am 27. September 2005 hat dann das Plenum des *Congreso* einstimmig einem Entschließungsantrag (*Proposición no de ley*) der *Esquerra Republicana de Catalunya* zugestimmt, in dem es wörtlich heißt:

[...] por la que se insta al gobierno a promover la cultura, la historia, la identidad y la lengua del pueblo gitano (Gitano 2007: 18).

Weiters spricht der Entschließungsantrag davon, dass im *IV Plan Nacional de Acción para la Inclusión Social del reino de España 2006-2008* neben anderen Punkten das sog. *Instituto de Cultura Gitana* gegründet werden soll. Und dieses soll folgendes Ziel verfolgen:

[...] el desarrollo y la promoción de la historia, la cultura y la lengua gitanas. (ibid.)

Am 31. Mai 2007 beschloss die Kulturministerin Spaniens die Gründung des *Instituto de Cultura Gitana*, anhand dessen das Kulturministerium die Anerkennung der Kultur der Gitanos fördern solle. (Das Gründungsdokument befindet sich zur Gänze im Anhang, Kapitel 6.) Zum Direktor des Instituts wurde Diego Luis Fernández Jiménez bestellt, ein Rechtsanwalt aus Andalusien, der sich Zeit seines Lebens in der Gitano-Bewegung engagierte. Außerdem wurde Juan de Dios Ramírez-Heredia zum Vizepräsidenten ernannt; er ist Präsident der *Unión Romani* in Spanien und war 22 Jahre lang Abgeordneter in Madrid und Brüssel, wo er sich für die Belange der Gitanos einsetzte (<http://www.unionromani.org/notis/noti2007-06-01.htm>).

Der *Instituto de Cultura Gitana* hat seinen Sitz in Madrid, und ist eine öffentliche und staatliche Körperschaft mit folgenden Zielen:

- La proposición de acciones dirigidas a lograr la convivencia armónica entre los distintos grupos y culturas que conforman nuestra sociedad.
  - El desarrollo y promoción de la cultura y de la lengua gitanas en todas sus manifestaciones.
  - El establecimiento de mecanismos y estrategias que contribuyan eficazmente a la preservación y el desarrollo del acervo cultural de la comunidad gitana.
- ([http://www.mcu.es/cooperacion/CE/CooperacionCCAA/Actividad esColaboracion/2007/Fundacion\\_IC\\_Gitana.html](http://www.mcu.es/cooperacion/CE/CooperacionCCAA/Actividad esColaboracion/2007/Fundacion_IC_Gitana.html))

Am 3. Dezember 2007 wurde in einer Galaveranstaltung der *Instituto de Cultura Gitana* (ICG) im *Teatro de la Zarzuela* in Madrid präsentiert und am 4. und 5. Dezember organisierte der ICG bereits den ersten Kongress mit dem Thema "Los gitanos y lo gitano en la cultura española". Dieser Kongress fand symbolträchtig in der Spanischen Nationalbibliothek statt und bestätigt, dass das Institut bereits funktioniert und arbeitet. Auf der eigenen Internetseite präsentiert es sich und aktuelle Publikationen auf Spanisch, Romanes und Englisch (<http://www.institutodeculturagitana.es>).

Seit 2006 ist die Gruppe der Gitanos auf der Ebene der Autonomen Gemeinschaften zum Teil anerkannt. Die erste Autonome Gemeinschaft, die jene Gruppe explizit erwähnte, war Katalonien, das in seinem reformierten Autonomiestatut von 2006 die Gitanos als autochthone Minderheit auf seinem Territorium anerkannte.

Im Artikel 42 heißt es hier unter Absatz 7:

7. Els poders públics han de vetllar per la convivència social, cultural i religiosa entre totes les persones a Catalunya i pel respecte a la diversitat de creences i conviccions ètiques i filosòfiques de les persones, i han de fomentar les relacions interculturals per mitjà de l'impuls i la creació d'àmbits de coneixement recíproc, diàleg i mediació. També han de garantir el reconeixement de la cultura del poble gitano com a salvaguarda de la realitat històrica d'aquest poble.

Im selben Jahr erwähnt auch die Autonome Gemeinschaft Andalusien die Gitanos im reformierten Autonomiestatut. Der Artikel 10, Absatz 3.21 lautet:

Artículo 10. Objetivos básicos de la Comunidad Autónoma.

[...] 3. Para todo ello, la Comunidad Autónoma, en defensa del interés general, ejercerá sus poderes con los siguientes objetivos básicos:

[...] 21.º La promoción de las condiciones necesarias para la plena integración de las minorías y, en especial, de la comunidad gitana para su plena incorporación social.

Und im Jahr 2007 setzt die Autonome Gemeinschaft Kastilien und León die von Katalonien und Andalusien begonnene Tendenz fort und erwähnt die Gitanos im Kapitel IV. Artikel 16. Absatz 23:

CAPÍTULO IV. Principios rectores de las políticas públicas de Castilla y León. Artículo 16. Principios rectores de las políticas públicas.[...] 23. La no discriminación y el respeto a la diversidad de los distintos colectivos étnicos, culturales y religiosos presentes en Castilla y León, con especial atención a la comunidad gitana, fomentando el entendimiento mutuo y las relaciones interculturales.<sup>1</sup>

Wahrscheinlich werden auch Kastilien / La Mancha und Aragón in ihren Autonomiereformen explizit auf die Gemeinschaft der Gitanos eingehen, was für eine minorisierte Gruppe, die seit dem 15. Jahrhundert einen Teil der Gesellschaft repräsentiert, zumindest auf institutioneller Ebene einen wichtigen Fortschritt bedeutet.<sup>2</sup>

#### 4. Die Gemeinschaft der Gitanos in der heutigen spanischen Gesellschaft

Heute schätzt man die Zahl der Gitanos in Spanien auf ungefähr 500.000 bis 650.000 Personen, d.h. 1,4% der spanischen Gesamtbevölkerung. Diese verteilen sich folgendermaßen auf die Autonomen Gemeinschaften<sup>3</sup>:

Andalucía	~270.000
Catalunya	~80.000
Madrid	~60.000
País Valencià	~50.000
Castilla y La Mancha	~35.000
Castilla y León	~29.000
Murcia	~20.000
Aragón	~18.000
Extremadura	~15.000
País Vasco	~13.000
Asturias	~10.000
Galicia	~9.000
Navarra	~5.000

<sup>1</sup> *Boletín Oficial de Castilla y León*, 3 de diciembre 2007. Suplemento al Núm. 234, p.6.

<sup>2</sup> <http://www.gitanos.org/servicios/prensa/noticias/25521.html>.

<sup>3</sup> Alle Zahlen von der *Fundación Secretariado Gitano* (FSG).

Der größte Teil, nämlich 40%, lebt in Andalusien. Sie stellen ca. 3,5% der andalusischen Bevölkerung.

Heutzutage sind so gut wie alle Gitanos sesshaft, aber die alten Vorurteile gegen die Gruppe existieren nach wie vor. Die Gemeinschaft leidet unter den typischen Problemen von marginalisierten Gruppen, auf nationaler wie internationaler Ebene. So ist auch die Analphabetenrate innerhalb der Gruppe höher als der spanische Durchschnitt.

Mehr als 90% ihrer Kinder sind zwar mittlerweile ins Schulsystem integriert, aber die Schulabbruchrate innerhalb der Gruppe ist besonders hoch.

Sehr wenige beschreiten den Bildungsweg bis zur Universität, nämlich nur ein Prozent. Unter den Studenten der Gemeinschaft fällt aber ein interessantes Detail auf: 90% der Gitano-Studenten sind Frauen. Die erste Studentenvereinigung, die *Asociación de Universitarios Gitanos Españoles* (AUGE), wurde 2001 in Granada gegründet, jener Stadt, in der sich die größte Anzahl an Studierenden aus der Gruppe innerhalb Spaniens befindet (FSG 2006: 31). Die Stadt Granada scheint in vielen Belangen die Avantgarde der Gitano-Bewegung zu bilden, es befindet sich dort auch eine Sozialarbeiterinnen-Ausbildungsstätte unter Leitung der Direktorin Mónica de la Flor Heredia, Gitana aus Granada. Weiters befindet sich in dieser Stadt die erste Frauenorganisation der spanischen Gemeinschaft, die *Asociación de Mujeres Gitanas ROMI*, unter Leitung von María Dolores Fernández Fernández, die es sich zum Ziel gemacht hat, gegen die sog. doppelte Diskriminierung der Gitana anzukämpfen, also einerseits innerhalb der spanischen Gesellschaft, andererseits innerhalb der Gemeinschaft selbst.

Eines der großen Probleme der Gitanos ist heute die Arbeitslosigkeit. Ein Großteil der Gemeinschaft hat Schwierigkeiten beim Zugang zum Arbeitsmarkt; über 55% geben an, schon einmal auf Arbeitssuche als Gitanos diskriminiert worden zu sein. Im gesamtspanischen Vergleich tritt die Mehrheit der Gruppe früher in den Arbeitsprozess ein, als der spanische Durchschnitt, und hat außerdem ein längeres Arbeitsleben als dies in Spanien üblich ist.

Die Rate an temporären Arbeitsverträgen liegt innerhalb der Gruppe bei 70,9%, dies gegenüber einem gesamtspanischen Durchschnitt von 30,9%.<sup>4</sup>

Es verwundert bei diesen Zahlen nicht, dass die Lebenserwartung der Gitanos unter dem spanischen Durchschnitt liegt.

Die Mehrheit der Gitanos lebt in Städten, in eigenen ghettoartigen, oft isolierten Vierteln, ohne die üblichen Infrastrukturen. Diese Viertel wurden

---

<sup>4</sup> [http://www.gitanos.org/iguales/gitanos\\_empleo/gitanos\\_y\\_empleo.html](http://www.gitanos.org/iguales/gitanos_empleo/gitanos_y_empleo.html)

oft im Franquismus gebaut, ohne die traditionelle Lebensweise der Gemeinschaft zu beachten. So wurde in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts in Sevilla die Gruppe der Gitanos aus dem Altstadtviertel Triana in die neu erbauten Wohnblocks des *Polígono Sur* (zwangswegs-)übersiedelt. In Granada wurde zur selben Zeit der traditionelle Sacromonte evakuiert und die Gitanos im neu errichteten Stadtteil *Polígono* angesiedelt. Durch diese Übersiedlungen und institutionalisierten Ghettoisierungen und Marginalisierungen wurden die sozialen Probleme noch verschärft.

### 5. Die Sprachen der Gitanos in Spanien

Da sich Minderheitenrechte in Spanien bis dato immer auf sprachliche Minderheiten bezogen haben, und da auch in der Gründungsurkunde des ICG von der Förderung der "lengua gitana" die Rede ist, möchte ich abschließend auf die Frage nach der oder den Sprache(n) der Gitanos eingehen.

Die ursprüngliche Sprache der Roma ist das Romanes (auch: Romani, Romanó). Erst im 18. Jahrhundert entdeckte der deutsche Ethnologe Johann Christian Christoph Rüdiger ihre Ähnlichkeit mit den Sprachen des indischen Nordens. Die Ähnlichkeit mit dem Sanskrit war verblüffend. Wortschatz und Grammatik des Romanes weisen noch heute große Ähnlichkeiten mit Sprachen wie dem Sindhi, dem Gujarati, dem Punjabi oder dem Hindi auf (Heinschink / Krasa 2004: 12f).

Wie bereits erwähnt konnten die Reiserouten anhand des entlehnten Wortschatzes rekonstruiert werden. So ergab sich der Weg über Persien, dem Kaukasus, Kleinasien, Griechenland und schließlich Südosteuropa.

Einer älteren Hypothese zufolge seien die andalusischen Gitanos über Nordafrika auf die Iberische Halbinsel gelangt. Doch schon im 19. Jahrhundert konnte von dem englischen Sprachwissenschaftler George Borrow diese Hypothese widerlegt werden, indem er den Wortschatz der Gitanos analysierte, und einerseits eine große Übereinstimmung im Lexikon mit den ungarischen Roma fand, andererseits aber auf kein einziges arabisches Lexem stieß (Borrow 2007: 115-122).

Das Romanes der Gitanos änderte sich im Laufe der Jahrhunderte ihrer Anwesenheit auf der Iberischen Halbinsel sehr stark. Durch den Sprachkontakt mit den vulgärlateinischen Nachfolgesprachen entstand innerhalb der Gemeinschaft eine eigene Kreolsprache, das sog. Caló oder *a chipi callí*, in eben dieser Sprache, die nun den Romanes Wortschatz auf der

Basis der kastilischen, bzw. katalanischen<sup>5</sup> Syntax und Morphologie verwendet. Juan de Dios Ramírez-Heredia meint folgendes zur Sprache seiner Gruppe:

[...] el Kaló (*sic!*) no es ningún idioma; el Kaló no es ni siquiera un dialecto del romanó. [...] Por desgracia el Kaló podría definirse de la siguiente forma: “Habla de los gitanos españoles que usan algunas palabras del romanó y aplican en su integridad la gramática castellana.” (Dios Ramírez-Heredia, s.d.)

Auf sprachwissenschaftlicher Ebene handelt es sich beim Caló um eine Sprache, die aus dem Kontakt des Romanes und des Kastilischen bzw. des Katalanischen entstanden ist. Diese wurde aber nie standardisiert, und man kann davon ausgehen, dass sich im Laufe der Jahrhunderte das Caló immer mehr dem Kastilischen bzw. dem Katalanischen annäherte. Außerdem hat nach dem jahrhundertelangen Verbot und der Stigmatisierung des Caló die große Mehrheit der Gitanos diese Sprache aufgegeben. Aktuelle Schätzungen zufolge gibt es noch 0,01% Calósprecher in Spanien. Dies würde einer Sprecherzahl von weniger als 100 Individuen entsprechen. Der kommunikative Wert dieser Sprache ist also äußerst gering. Im Großen und Ganzen haben sich nur vereinzelte Wörter aus dem Caló im täglichen Diskurs mancher Gitanos erhalten. Aber das Caló hat im Kastilischen seine Spuren hinterlassen, und so finden wir im modernen kastilischen Wortschatz einige Entlehnungen aus dem Caló, wie *chaval*, *tasca* oder *camelar* (mehr Beispiele bei: Ropero Núñez 1997).

Es ist hier darauf hinzuweisen, dass die Gemeinschaft der Gitanos in Perpinyà (Catalunya Nord) ebenso das Katalanische spricht, bzw. ein Caló auf Basis des Katalanischen sprach. Escudero verweist darauf, dass noch in den 1980er Jahren im Diskurs der Ältesten der dortigen Gemeinschaft viele Caló-Elemente enthalten waren (Escudero 2000: 55f). Rückschlüsse auf das heutige Sprachverhalten sind dadurch aber nicht möglich.

Auf internationalem Niveau hat das Romanes eben viele unterschiedliche Entwicklungen genommen, wobei in den verschiedenen Staaten von ganz unterschiedlichen Sprecherzahlen ausgegangen wird. In jedem Fall hatten und haben die jeweiligen Mehrheitssprachen einen Einfluss auf die jeweilige

---

<sup>5</sup> Ob es auch zu Pidginisierungen im Kontakt mit anderen autochthonen Sprachen Spaniens kam, ist mir leider nicht bekannt, obwohl es für den Kontakt zumindest mit dem Galicischen wahrscheinlich scheint.

regionale Varietät. Und im Gegensatz zu Spanien spricht in den meisten Ländern noch ein beträchtlicher Teil der Gemeinschaften Romanes. Bakker und Rooker gehen in ihrer Studie davon aus, dass in den meisten Ländern die "Roma und Sinti" zu über 70% Romanessprecher sind, lediglich die Gruppen in Spanien, Portugal und Großbritannien hätten ihre Sprache beinahe vollkommen aufgegeben (Bakker/Rooker 2001: 11f). Persönlich halte ich die Schätzungen von Bakker und Rooker für zu optimistisch.

Abschließend können wir festhalten, dass in Spanien durch den jahrhundertelangen Sprachkontakt und die Repressionen die ursprüngliche Sprache so gut wie verloren gegangen ist. Die Gemeinschaft der Gitanos spricht heute die sog. historischen Sprachen Spaniens, d.h. die Mehrzahl spricht Kastilisch in der andalusischen Varietät, weiters sprechen noch kleinere Gruppen das Katalanische, das Galicische und einige vielleicht auch das Baskische.

Für eine Studie über die Gitanos von Barcelona aus dem Jahr 2000 wurden über 1000 Personen interviewt. Die Hälfte der Interviewpartner sprach Kastilisch und kam von außerhalb Kataloniens, die andere Hälfte sprach Katalanisch und unterteilte sich in zwei Subgruppen: die *Gitanos catalans* (35%) und die *Cafeletes* (15%). Erstere befinden sich schon relativ lange in Katalonien und haben Vorfahren, die schon seit mindestens 200 Jahren in Katalonien ansässig sind, letztere haben Vorfahren, die erst später nach Katalonien eingewandert sind (Garriga 2000: 118f.).

In Bezug auf Galicien wissen wir von einer Studie, dass die Mehrheit der Schüler aus der Gemeinschaft das Galicische als Erstsprache sprechen (Alberte Castañeiras 1997: 102). Wir gehen also davon aus, dass die Mehrzahl der Gitanos Galiciens ebenfalls galicischsprachig sind.

Bezüglich des Baskischen wissen wir sehr wenig. Courthiade meint, dass ein Teil der Gemeinschaft im Baskenland auch das Baskische spreche (Courthiade 2004: 39), aber laut persönlichen Informationen eines baskischen Sozialarbeiters gebe es davon kaum mehr welche. Hingegen sei es in den letzten Jahren vermutlich aus wirtschaftlichen Gründen zu einem verstärkten Zuzug kastilischsprachiger Gitanos ins Baskenland gekommen.

Im Zusammenhang mit den Sprachen muss darauf hingewiesen werden, dass sich der *Instituto de la Cultura Gitana*, dessen Funktion es ja sein soll, die "lengua gitana" zu fördern, seit kurzem explizit in die Sprachenpolitik eingeschaltet hat. Der Direktor des ICG, Diego Fernández Jiménez, hat angekündigt, dass er das Romanes für die Gemeinschaft der Gitanos wieder einführen möchte. Referenzpunkt soll hier aber nicht das Caló sein, sondern das Standard-Romanes, das von dem Sprachwissenschaftler Marcel Courthiade, Professor für Romanes am INALCO in Paris, erarbeitet wurde. Ein Lehrbuch

(“*Sar San?- ¿Cómo estás?*”) wird unter der Leitung von Nicolás Jiménez herausgegeben und dürfte noch im Jahr 2008 publiziert werden.

Diego Fernández Jiménez selbst spricht dieses standardisierte Romanes und er beginnt und schließt jeden seiner öffentlichen und offiziellen Diskurse damit, d.h. er verwendet die Sprache in seiner symbolischen, aber leider noch nicht kommunikativen Funktion.

Solange aber die Gruppe der Gitanos stigmatisiert ist und von der Mehrheitsgesellschaft marginalisiert wird, und solange der Bildungsgrad innerhalb der Gruppe unter dem spanischen Durchschnitt liegt, wird sich wohl die (Wieder-)Einführung des Romanes als Gruppensprache äußerst schwierig gestalten.

Zum Schluss möchte ich darauf verweisen, dass es dennoch wieder Romanessprecher auf der Iberischen Halbinsel gibt, welche durch jüngere Migrationsbewegungen dorthin kamen. Offizielle Quellen sprechen bspw. von über 300.000 Rumänen in Spanien (Ministerio de la Presidencia 2007: 24). Einige davon sind mit Sicherheit Rroma, von denen wiederum ein Teil wahrscheinlich Romanes spricht. Darüber gibt es aber keinerlei Datenmaterial, und mögliche Kontakte zwischen den Gruppen wurden noch nicht untersucht.

#### **6. Anhang: Gründungsdokument des *Instituto de Cultura Gitana***

veröffentlicht im *Boletín Oficial del Estado* (BOE) vom 31. Mai 2007:

(<http://www.institutodeculturagitana.es>)

#### **ORDEN CUL/1842/2007, de 31 de mayo, por la que se inscribe en el Registro de Fundaciones la Fundación Instituto de Cultura Gitana**

Examinado el expediente incoado a instancia de don Carlos Alberdi Alonso, solicitando la inscripción de la Fundación Instituto de Cultura Gitana en el Registro de Fundaciones del Ministerio de Cultura, según lo dispuesto en la Ley 50/2002, de 26 de diciembre, de Fundaciones, en el Reglamento de Fundaciones de Competencia Estatal, aprobado por el Real Decreto 1337/2005, de 11 de noviembre y en el Reglamento del Registro de Fundaciones de Competencia Estatal, aprobado por el Real Decreto 384/1996, de 1 de marzo,

### **Antecedentes de hecho**

*Primero.* Constitución de la Fundación.-Previa autorización del Consejo de Ministros mediante Acuerdo de 9 de marzo de 2007, la Fundación anteriormente citada fue constituida en Madrid, el 10 de mayo de 2007, según consta en la escritura pública número mil trescientos noventa y cuatro, otorgada ante el notario del Ilustre Colegio de Madrid don Roberto Parejo Gamir, por el Ministerio de Cultura.

*Segundo.* Domicilio y ámbito de la Fundación.-El domicilio de la Fundación quedó establecido en la Plaza del Rey, número 1, distrito postal 28004 del municipio de Madrid, y su ámbito es estatal.

*Tercero.* Dotación.-Se estableció como dotación de la Fundación la cantidad de treinta mil euros (30.000 euros), según consta en la certificación de la consignación de una subvención nominativa en los Presupuestos Generales del Estado para 2007, en la aplicación presupuestaria 24.05.334A.745, unida a la escritura constitutiva.

*Cuarto.* Fines de la Fundación.-En los Estatutos que han de regir la Fundación, incorporados a la escritura de constitución a que se refiere el antecedente de hecho primero, figuran como fines de la Fundación los siguientes: La proposición de acciones dirigidas a lograr la convivencia armónica entre los distintos grupos y culturas que conforman nuestra sociedad, preservando que en las mismas se tenga en cuenta la igualdad de oportunidades, la igualdad de trato, la igualdad de género y la no discriminación de la población gitana. El desarrollo y promoción de la historia, la cultura y la lengua gitanas en todas sus manifestaciones, al mismo tiempo que la promoción y difusión de su conocimiento mediante una comunicación permanente, tanto propiciando la elaboración de estudios, investigaciones y publicaciones, como a través de la organización de eventos académicos y culturales. El establecimiento de mecanismos y estrategias que contribuyan eficazmente a la preservación y al desarrollo del acervo cultural de la comunidad gitana.

*Quinto.* Patronato.-El gobierno, representación y administración de la Fundación se encomienda a un Patronato, cuyos miembros ejercerán sus cargos de Patrono gratuitamente y que se obliga a la rendición de cuentas al Protectorado.

Inicialmente, el Patronato queda constituido por los patronos que a continuación se citan y que han aceptado el cargo en la forma prevista por la Ley: Patronos natos: Presidente: Doña Carmen Calvo Poyato, por razón de su cargo de Ministra de Cultura, don Carlos Alberdi Alonso, Director General de Cooperación y Comunicación Cultural, y don José Antonio Campos Borrego, Director General del Instituto Nacional de las Artes Escénicas y de la Música,

designados por el Ministerio de Cultura; don Antonio Ángel Arrieta Blanco, Director de la División de Relaciones Institucionales, designado por el Ministerio de Asuntos Exteriores y Cooperación; don Manuel Porras Muñoz, Director General de Inclusión Social, y don Juan Carlos Mato Gómez, Subdirector General de Programas Sociales, designados por el Ministerio de Trabajo y Asuntos Sociales; don Juan López Martínez, Subdirector General de Ordenación Académica, designado por el Ministerio de Educación y Ciencia; don Enrique Gómez Campo, Director General de Desarrollo Autonómico, designado por el Ministerio de Administraciones Públicas; Don Manuel Pérez Castell, Presidente de la Comisión de Cultura de la FEMP, designado por la Federación Española de Municipios y Provincias; y don Antonio Vázquez Saavedra, por razón de su cargo de Vicepresidente Segundo del Consejo Estatal del Pueblo Gitano; patronos electivos: Don Juan de Dios Ramírez Heredia y doña Micaela Carrillo de los Reyes.

#### **Fundamentos jurídicos**

*Primero.*-Resultan de aplicación para la resolución del expediente:

El artículo 34 de la Constitución Española, que reconoce el derecho a fundar para fines de interés general.

La Ley 50/2002, de 26 de diciembre, de Fundaciones.

El Reglamento de Fundaciones de Competencia Estatal, aprobado por el Real Decreto 1337/2005, de 11 de noviembre.

El Reglamento del Registro de Fundaciones de Competencia Estatal, aprobado por el Real Decreto 384/1996, de 1 de marzo.

La Orden CUL/2591/2004, de 22 de julio, en virtud de la cual se delegan en el titular de la Secretaría General Técnica del Departamento las competencias relativas al Protectorado y Registro de Fundaciones atribuidas al Ministro.

*Segundo.*-Según los artículos 35.1 de la Ley 50/2002y 43 b) del Reglamento de Fundaciones de Competencia Estatal, la inscripción de las Fundaciones requerirá el informe favorable del Protectorado en cuanto a la idoneidad de los fines y en cuanto a la adecuación y suficiencia dotacional, procediendo, en este caso, un pronunciamiento favorable al respecto.

*Tercero.*-Según las Disposiciones Transitorias cuarta de la Ley de Fundaciones y única del Real Decreto 384/1996, hasta tanto no entre en funcionamiento el Registro de Fundaciones de competencia estatal, subsistirán los actualmente existentes, por lo que procede la inscripción de la Fundación Instituto de Cultura Gitana en el Registro de Fundaciones del Ministerio de Cultura.

Por todo lo cual, resuelvo:

Inscribir en el Registro de Fundaciones del Departamento la denominada Fundación Instituto de Cultura Gitana, de ámbito estatal, con domicilio en la Plaza del Rey, número 1, distrito postal 28004 del municipio de Madrid, así como del Patronato cuya composición figura en el quinto de los antecedentes de hecho.

Notifíquese a los interesados a los efectos previstos en el artículo 58.2 de la Ley 30/1992, de 26 de noviembre, de Régimen Jurídico de las Administraciones Públicas y del Procedimiento Administrativo Común, modificada por la Ley 4/1999, de 13 de enero.

*Madrid, 31 de mayo de 2007.-La Ministra de Cultura, P. D. (Orden CUL/2591/2004, de 22 de julio), la Secretaria General Técnica del Ministerio de Cultura, María Concepción Becerra Bermejo.*

## 7. Bibliographie

- Aguirre Felipe, Javier, 2006. *Historia de las itinerancias gitanas*. De la India a Andalucía. Zaragoza: Institución Fernando el Católico.
- Alberte Castiñeiras, José Ramón, 1997. “Comunidad Gitana y respuestas socio-institucionales en Galicia”, in: Sánchez Montes, *op. cit.*, 95-109.
- Bakker, Peter / Rooker, Marcia, 2001. *L'estatus polític de la llengua romaní a Europa*. Barcelona: CIEMEN (<http://www.ciemen.org/mercator/pdf/wp3-def-cat.PDF>).
- Bermejo Salamanca, Francisco Javier, 1997. “El léxico caló documentado”, in: Sánchez Montes, *op. cit.*, 167-179.
- Boretzky, Norbert, 2002. “Romani”, in: Okuka, Miloš, (ed.), 2002: *Lexikon der Sprachen des europäischen Ostens*. Klagenfurt (= Wieser Enzyklopädie des europäischen Ostens 10).
- Borrow, George, 2007 [1841]. *The Zincali or an Account of the Gypsies of Spain*. London: John Murray; Faksimileausgabe, Sevilla: Extramuros.
- Cortés Peña, Antonio Luís, 1997. “Los Gitanos en España. Orígenes de una marginación”, in: Sánchez Montes, *op. cit.*, 35-47.
- Courthiade, Marcel, 2004. “Les Rroms dans le contexte des peuples européens sans territoire compact”, in: *Bulletin de l'Association des Anciens élèves de l'INALCO*, 31-78.
- Dios Ramírez-Heredia, Juan de, s.d. *A propósito de nuestro idioma*. Barcelona: Unión Romaní ([www.unionromani.org](http://www.unionromani.org)).
- Escudero, Jean-Paul, 2000. “Algunes dades sobre els gitanos de Catalunya i la seva llengua”, in: *Treballs de sociolingüística catalana*, 14/15, València, 53-58.

- Fraser, Angus, 2005 [1992]. *Los Gitanos*. Barcelona: Ariel.
- FSG (Fundación Secretariado Gitano), 2005. *Dossier Educación*. Madrid: Subdirección Acción Social FSG Centro de Documentación.
- Garriga, Carme (dir.), 2000. *Els gitanos de Barcelona*. Barcelona: Diputació de Barcelona.
- Gil, Alfonso, 1997. “Algunas reflexiones sobre dos culturas y su interrelación: la Gitana y la Paya”, in: Sánchez Montes, *op. cit.*, 181-196.
- Gitanos, Pensamiento y Cultura, 2004. “¿De la persecución al reconocimiento? (I)”, in: *Gitanos, Pensamiento y Cultura*, Nr. 27-28, 26-28.
- Gitanos, Pensamiento y Cultura, 2007. “¿De la persecución al reconocimiento? (II)”, in: *Gitanos, Pensamiento y Cultura*, Nr. 37-38, 16-19.
- Gronemeyer, Reymer, 1987. *Zigeuner im Spiegel früherer Chroniken und Abhandlungen*. Quellen vom 15. bis zum 18. Jahrhundert. (Gießener Hefte für Tsiganologie). Gießen: Focus Verlag.
- Gutiérrez López, Jesús, 1997. “El habla de los Gitanos españoles o Caló españolizado”, in: Sánchez Montes, *op. cit.*, 197-205.
- Haupt, Gernot, 2006. *Antiziganismus und Sozialarbeit*. Berlín: Frank und Timme.
- Heinschink, Mozes / Krasa, Daniel, 2004. *Romani – Wort für Wort*. Bielefeld: Reise Know How Verlag.
- Kenrick, Donald, 1995. *Los gitanos: de la India al Mediterráneo*. Madrid: Editorial Presencia Gitana.
- Laparra Navarro, Miguel, 2005. “La Europa de los gitanos: identidad, participación y políticas sociales en la Europa ampliada y su incidencia en España”, in: *Documentación Social*. Revista de estudios sociales y de sociología aplicada N° 137, abril-junio 2005, 15-35.
- Leblon, Bernard, 2001 [1985]. *Los gitanos de España*. Barcelona: Editorial Gedisa.
- Liégeois, Jean-Pierre, 1986. *Minoría y escolaridad: el paradigma gitano*. Madrid: Editorial Presencia Gitana.
- Ministerio de la Presidencia, 2007. *España hoy*. Madrid, [http://www.la-moncloa.es/docs/pdfs/EspaniaHoy/ESP07\\_01.pdf](http://www.la-moncloa.es/docs/pdfs/EspaniaHoy/ESP07_01.pdf).
- Oleaque, Joan M., 2005. “La agonía del romanó”, in: *El País Semanal*, 30-10-2005, 35-38.
- Oleaque, Joan M., 2007. “Marcel Courthiade habla en Valencia sobre lengua y cultura gitanas”, in: *El País digital*, 18.05.2007 ([www.elpais.com](http://www.elpais.com)).
- Oleaque, Joan M., 2007. “El reto gitano es cultural, no social”, in: *El País digital*, 19.08.2007 ([www.elpais.com](http://www.elpais.com)).

- OSCE, 2000. *Report on the situation of Roma and Sinti in the OSCE Area*. The Hague: High Commissioner on National Minorities.
- Pabanó, F. M., 2007 [1915]. *Historia y costumbres de los gitanos*. Barcelona: Montaner y Simón; Faksimileausgabe, Sevilla: Extramuros.
- Rius Sant, Xavier, 2007. *El libro de la inmigración en España*. S.l.: Editorial Almuzara.
- Ropero Núñez, Miguel, 21997. "Las aportaciones léxicas del Caló a la lengua española", in: Sánchez Montes, *op. cit.*, 217-225.
- Saladrigues, Eslisenda, 2000. "Aspectes lingüístics i culturals dels gitanos de Gràcia i el Raval", in: *Treballs de sociolingüística catalana*, 14/15, València, 59-76.
- Sánchez Montes, Francisco, (coord.), 21997. *Los gitanos en la historia y la cultura*. Actas de un congreso. Granada: Junta de Andalucía, Consejería de Asuntos Sociales, Delegación Provincial de Granada.
- Schmidt, Heinz G., 2007. *Die Zigeuner kommen*. Markus Reinhardt entdeckt sein Volk. Wien: Picus Verlag.
- Suárez Saavedra, Valentín, 2007. „Etnicidad, identidad y cultura“, in: *Cuadernos Gitanos*, N° 1/2007, 14-19.
- Torrione, Margarita, 21997. "Pasado e identidad de la lengua gitana en España", in: Sánchez Montes, *op. cit.*, 227-247.
- Tusell, Javier / Martín, José-Luis / Martínez Shaw, Carlos, 42005. *Historia de España*. Madrid: Taurus, 2 Bände.
- West, Christina, 2007. "Gedächtnis-Kultur-Raum. Zur Identitätskonstruktion der Roma ('Gitanos') in Spanien", in: *Geographische Rundschau*, N° 7-8/2007, 44-52.

**Quellen aus dem Netz** (überprüft am 25.05.08):

- <http://www.ciemen.org>  
<http://www.elpais.com>  
<http://www.gencat.net>  
<http://www.institutodeculturagitana.es>  
<http://www.gitanos.org>  
<http://www.la-moncloa.es>  
<http://www.mcu.es>  
<http://www.unionromani.org>

## ***Faustino* oder der Pakt mit dem Zuhörer: Die Sprache des Erzählens in der angolischen Literatur**

Kathrin SARTINGEN, Wien

„*Chaque jour qu'un vieux meurt en Afrique, c'est une bibliothèque qui brûle.*“ Dieses afrikanische Sprichwort reißt gleich zwei der wesentlichen Eigenschaften literarischer Tradition in Schwarzafrika an: zum einen die rituelle Erzähltradition, die auf mündlicher Überlieferung basiert (der Alte, der voller Geschichten ist), zum anderen die metaphorische Verbindung ebendieser mündlichen Überlieferung mit schriftlich niedergelegten Texten (in Form einer Bibliothek).

Die oralen Erzählformen gingen Mitte des 19. Jahrhunderts nahtlos in die geschriebene afrikanische Literatur ein. Die Übergänge von einer über die Jahrhunderte hinweg repetierten Dichtkunst in die Fixierung der Schriftlichkeit waren erstaunlicherweise fließend. Innerhalb der so entstandenen schriftlichen Literatur drängt sich aber die Überlegung auf, ob diese „neueren“ Erzählungen, Märchen, Sagen, Mythen, Legenden und Fabeln in der Niederschrift ihre ursprünglich mündlichen Gestaltungsformen bewahren konnten oder wollten bzw. inwieweit diese verändert und an die Schriftlichkeit angepasst wurden. Der vorliegende Beitrag hat sich zum Ziel gesetzt, die afrikanische Literatur in portugiesischer Sprache auf ihre Mündlichkeit hin zu überprüfen. Ausgehend von den linguistischen Möglichkeiten, im schriftlichen Medium Mündlichkeit zu simulieren, soll der Frage nachgegangen werden, welche sprachlichen Formen und Strukturen mündlichen Erzählens in diesem Medienwechsel konserviert oder modifiziert werden. Und vor allem: was ist dann deren Funktion?

Unter der Annahme, dass es sich bei der Literarisierung von Mündlichkeit in den schwarzafrikanischen Erzählungen immer auch um eine Auseinandersetzung mit der traditionellen Gattung der *oral poetry* handelt, haben wir es mit einer Art „doppelter Mündlichkeit“ zu tun: einerseits die sprachlich-strukturelle Oralität in ihrer literarischen Fingierung; auf der anderen Seite die diskurstypischen Anforderungen einer jahrhundertealten Erzähltra-

dition. Eine präzise Verortung der mündlichen Erzähldichtung Afrikas zwischen oraler und schriftlicher Literatur trägt nicht nur zu einem besseren Verständnis der kulturellen Selbstprodukte bei, sondern ermöglicht vor allem auch, den oszillierenden Status des Rezipienten im spezifischen ‚Les‘-Akt oraler afrikanischer Literatur näher zu beleuchten.

Als Corpus dient der Erzählband *A Cidade e a Infância* (1960) des angolanischen Schriftstellers José Luandino Vieira. Zwar existiert in Angola gedruckte Literatur bereits seit 1849, als José da Silva Maia Ferreira *Espontaneidades da minha alma* veröffentlichte. Ferreira gehörte der kreolischen Gesellschaft an, die die literarische Bewegung der *Angolanidade* mitentwickelte. Doch folgte erst noch ein Jahrhundert an Kolonialliteratur portugiesischsprachiger Autoren, deren narratives Universum stets in Europa lag. Der eigentliche Beginn einer ‚identitären‘, angolanischen Erzählliteratur zeichnet sich vorsichtig mit Castro Soromenho (1910-1968) ab, dessen Werk sich in den 30er und 40er Jahren erstmalig mit Unterdrückung, Rassismus und erwachendem Nationalbewusstsein beschäftigt. Mit der Herausgabe der Zeitschrift *Mensagem* (1951/52) bietet sich ein erstes öffentliches Organ für die Thematisierung der Dualität *colono-colonizado* in Angola und die Möglichkeit einer Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbstverständnis zwischen Afrika und Europa.

José Luandino Vieira gilt als Vater der Literatursprache Luandas. Als José Vieira Mateus da Graça 1935 in Lagoa do Furadouro in Portugal geboren, kam er mit seinen Eltern, portugiesischen Ansiedlern, im Alter von drei Jahren nach Angola. Nach Studien in Lissabon kehrte er nach Angola zurück, und beteiligte sich am Befreiungskampf der Untergrundorganisation MPLA, was ihm 1961 die Verurteilung zu 14 Jahren Haft im berüchtigten Gefängnis Tarrafal von Cabo Verde einbrachte<sup>1</sup>. Er begann sehr früh zu schreiben und gründete, wieder in Freiheit, im Jahre 1975 die *União dos escritores angolanos*. Bereits 1957 erschien sein erster Erzählband *A Cidade e a Infância*, der jedoch sofort von der politischen Polizei vernichtet wurde. Im Jahre 1960 wurden die Erzählungen erneut publiziert, diesmal in der *Casa dos Estudantes do Império*<sup>2</sup>. Weitere Erzählbände und Romane folgten, bis er sich vor über 15 Jahren in eine Art Kloster im Norden Portugals zurückzog. Hier erschien nach über 30

---

<sup>1</sup> Von denen er 8 Jahre absaß.

<sup>2</sup> Die *Casa dos Estudantes do Império* befindet sich in Lissabon und ist eine Begegnungsstätte für alle Afrikaner, die zu Studienzwecken aus den verschiedenen Kolonien nach Portugal gekommen waren.

Jahren Stillschweigen 2006 plötzlich sein Roman *O Livro dos Rios*, der ihm den höchsten Literaturpreis Portugals einbrachte, den *Prémio Camões*.<sup>3</sup>

Alle Texte Luandino Viciras drücken das Ziel aus, einen ‚angolanischen‘ Ausdruck zu finden. Seine oft humorvollen, ironischen Texte aus dem angolanischen Alltag der Schwarzen weisen deshalb eine Sprache auf, die aus einer eigenartigen Mixtur aus Portugiesisch – und zwar dem Portugiesisch der *musseques*, der schwarzen Vororte von Luanda - und *kimbundu* besteht. Denn auch wenn die offizielle Sprache Angolas Portugiesisch ist, so existieren doch zahlreiche weitere Sprachengruppen bzw. an die 90 Dialekte. 70% der Angolaner sprechen *umbundu*, *kimbundu* oder *kikongo*. In Anbetracht dieser Sprachenvielfalt hat das Portugiesische die Funktion einer Art *lingua franca*, die die Kommunikation zwischen den einzelnen Gruppen erleichtert. Zugleich erfährt es im Kontakt mit den afrikanischen Sprachen aber tiefgreifende Veränderungen, die eine Art Kreolsprache herausbilden, das sogenannte *pequeno português* oder umgangssprachlich-pejorativ *pretognês*.

Genau dieses afrikanisierte Portugiesisch findet Eingang in die Erzählungen von Luandino Vieira:

Dabei gebraucht er nicht nur einzelne Kimbundu-Wörter, sondern erreicht es, dass die sich einander überlagernden Sprachebenen, als afrikanisiertes Portugiesisch, zu einer neuen Literatursprache werden. (Ehling/Ripling 1997: 25)

Diese hybride Sprachwahl dient vor allem dazu, den Multilinguismus und heterogenen Charakter von Luandas hybrider Gesellschaft widerzuspiegeln: [...] *the hybrid language of Luanda with its mixture of various dialects of Portuguese and Kimbundu*.“ (Gikandi 2003: 445) Zugleich macht sie auf die ethnischen Konflikte und sozialen Widersprüche von Assimilation und Akkulturation aufmerksam. Essentielles Anliegen aller Erzählungen Luandinos, insbesondere der zehn Erzählungen in *A Cidade e a Infancia*, ist die Herausarbeitung eines nationalen Bewusstseins in der Übergangsphase zu einer aktiven Identifizierung mit dem Befreiungskampf und dem gesellschaftlichen Transformationsprozeß Angolas; zu bündeln unter dem Stichwort der *Angolanidade*.

O mundo social, psicológico, o espaço do imaginário, o despertar de uma consciência nacional em trânsito para uma identificação activa no

---

<sup>3</sup> Den er im Übrigen mit den Worten „*Eu sou um escritor morto*“ zurückwies und damit einen Skandal auslöste.

mundo da mudança, o drama ou a tragédia de revolucionariamente assumida na luta contra a opressão [...], reflexo de uma sociedade em retransformação, plasmada de várias contribuições culturais, insuspeitado universo reinventado na pesquisa e descoberta literária, sagra a obra de Luandino Vieira como um testemunho impressionante. (Ferreira 1978: 13)

Thematisch geht es Luandino um die Prozesse der Transformation der afrikanischen Gesellschaft, der *mudança*, also der Veränderung, die durch den Gegensatz von Natur/Kultur, von Kolonialherr/Kolonisierter sowie von Vergangenheit/Gegenwart zu einer sozialen Marginalisierung und Rassentrennung, nicht zuletzt zu einem zweigeteilten Luanda, geführt haben, mitten durchtrennt durch eine *fronteira de asfalto*, so der Titel einer der Erzählungen aus *A Cidade e a Infancia*.

Dennoch zeigt *A Cidade e a Infancia* immer humorvolle, ironische Alltagsgeschichten, die stets um die ärmere Bevölkerung der Vorstädte, die nur durch Listigkeit und Tricks in der weißen Gesellschaft überlebt, kreisen.

Konsequenterweise handelt die Erzählung *Faustino* (1954), die als Beispieltext herangezogen werden soll, von einem Schwarzen und dessen erniedrigender Tätigkeit als Liftboy in einem Vorort von Weißen in Luanda, seinen heimlichen Studien und plötzlichem Ausbrechen aus dem Schema von Unterdrückung, Erniedrigung und Geringschätzung.

Zwei Ebenen bestimmen die Struktur dieser Erzählung: zum einen die linguistische Ebene der sprachlichen Struktur, auf der anderen Seite die narratologische Ebene der Diskurstradition einer ‚*oral poetry*‘. Werfen wir zunächst einen Blick auf die Gattung der Oralliteratur in Afrika. Heißt es bei Janheinz Jahn, einem der Gründungsväter deutscher Afrikanistik: „Die Mär eines Märchens ist freilich Rohstoff. Der gute Erzähler verwandelt sie durch seine Formgebung in Literatur“ (Jahn 1966: 77), so wird der Akzent direkt auf die für die mündliche Darbietung wichtige Instanz des ‚guten Erzählers‘ gelegt.

Traditionelle, mündliche Dichtung wird in Afrika immer durch die direkte Vermittlung eines Erzählers bestimmt. Dieser Sänger oder ‚*performer*‘ repräsentiert entweder stereotype Formen (Rituallieder, Lobgesänge, Preislieder, Fabeln, Legenden) oder er entwirft relativ freie Geschichten, deren *fabula* zwar vorhanden ist, deren *sjet*-Fügung jedoch von der jeweiligen *poiesis* des Künstlers abhängt. Häufig stehen didaktische oder soziopolitische Intentionen im Vordergrund. Um seine individuelle Fabelkomposition zu erschaffen, benutzt der sogenannte ‚*griot*‘ bestimmte, feststehende Elemente wie histori-

sche Fakten oder fixe Symbole. Die hohe Formelhaftigkeit reproduziert jedoch keine erstarrten Klischees; vielmehr erweist sie sich als äußerst produktiv: Die Formeln verändern sich, bringen neue Formeln hervor, erweitern die einzelnen Motive und verbinden diese zu einem Gesamtkunstwerk.

Ein solches Gesamtkunstwerk geht oft einher mit Musik, Gesang, Mimik, Gestik sowie mit dem fest eingeplantem Dialog mit dem Zuschauer/Zuhörer. Dabei handelt es sich um ein extrem formelhaftes Erzählen mit festem Handlungsgerüst, eine unvermittelte Darstellung der Geschichte ohne zusätzlich eingebaute Erzählerfiktionen, markante und zugleich konstant bleibende Heldenfiguren, stereotype Beschreibungsmuster (Topoi), häufige Wiederholungen, einfache Rhythmenmodelle sowie bestimmte strukturelle Formen.

Im Unterschied zur Schriftkultur verkörpert der mündlich Vortragende bewusst die ihm von seinen Vorgängern überlieferten Traditionen. Er strebt nicht die Zerstörung ritueller Ausdrucksweisen, traditioneller Diskurse oder überkommener Themen (Deviation) an, sondern deren Bewahrung (Identifikation). Das heißt, Originalität und Identität werden im individuellen Schöpfungsakt des Vortrags gesucht, nicht durch die Konfrontation mit vorangegangenen Schulen oder durch die Innovation auf der Ebene der sprachlichen, narratologischen oder inhaltlichen Struktur.

Dieser sich stets wiederholende ‚Vortrag‘ stellt also einen gezielten Nachahmungs- und Assimilierungsprozeß dar, erfüllt jedoch aufgrund seiner repetitiven Differenz (Deleuze 1992: 99) und Einmaligkeit die poetische Darstellungsfunktion des literarischen Kommunikationsprozesses<sup>4</sup>. In der Textur des kontinuierlichen Wieder-Erzählens und Zuhörens erfährt die Narration sukzessive Bedeutungsentfaltungen, die zwar stark von der Figur des Erzählenden und seiner ästhetischen Kunstfertigkeit abhängen, jedoch ebenso unabdingbar an die Person des realen Rezipienten gebunden sind.

Rezeptionsästhetisch gesehen knüpft hier nicht mehr ein Leser, sondern ein Zuhörer als Co-Autor an die Leerstellen des dargebotenen Textes an, um dessen „schematisierte Ansichten“ (Ingarden 1975: 42) zu konkretisieren und sie in Beziehung zu seinem individuellen Erwartungshorizont (vgl. Jaub 1977) zu setzen. Dabei stellen sich im Laufe des gemeinsamen ästhetischen Prozesses neue Erwartungen ein, auf die ein mündlicher Erzähler dann auch spontan einzugehen vermag. In einer Technik des ‚reply‘ fordert er seine Zuhörer ständig zu direkter Mitarbeit heraus. Dieses unmittelbare Eingehen auf

---

<sup>4</sup> Die – im erweiterten aristotelischen Sinne – als „mimetische Performanz“ (Iser 2002: 258f.) repräsentierte Funktion der Kommunikation.

die historisch-aktuelle Situation des Rezipienten führt zu einer im Fall der *oral poetry* sichtbaren ac hoc-Verschmelzung des rezeptiven Erwartungshorizontes auf der einen Seite und den Textvorgaben auf der anderen.

Als Konsequenz dieses Prozesses ergibt sich, dass während des Zuhörens ständig Erfahrungen relativiert werden; ein Vorgang, der gleichzeitig mit der fortlaufenden Resedimentierung von Erinnerungem verläuft. Die Illusions- und Konsistenzbildung (auch Störfaktoren!), die durch das imaginierende Bewusstsein des Rezipienten geleistet wird, beruht auf Selektionsentscheidungen eines Zuhörers, dem die Mär (die *fabula*) durch den Wiederholungscharakter der Textsorte bereits bekannt ist, der aber durch die jeweils neue Anordnung der Ereignisse (auf der Ebene des *sujets*) neue Anreize für sein Imaginationsfeld erhält. Ein Zuhörer wird damit - enger als ein Leser bei seiner ziemlich einsamen Lektüre - dicht in die von ihm mithervorgebrachte Textgestalt verstrickt. Dadurch, dass Fiktion und Realität in so engen Kontakt treten, läßt sich das Imaginäre leichter verorten. Es entspringt einem anthropologisch nachvollziehbaren Fiktionsbedürfnis des Menschen und wird bei jedem Rezeptionsvorgang aufs Neue herausgefordert. Die Frage, die sich bei der speziellen Gattung der *oral poetry* damit also auch stellt, ist die nach dem vom Autor intendierten Rezeptionsmodus im Sinne von Lesen **oder** Hören. Denn im Fall der *oral poetry* wird der Akt des Lesens zu einem Akt des Hörens.

Was passiert aber mit diesen narratologischen und rezeptionstheoretischen Vorgaben, wenn es sich weder um Gelesenes noch um Gehörtes handelt? Weder um schriftlich verfaßte Literatur noch um mündliche Rezitation? Wenn das Lesen selbst im Grunde Zuhören bedeutet? Diese Frage stellt sich für den Fall der angolischen Erzählliteratur. Im Zwischenreich zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit ist zu erforschen, inwieweit das Geschriebene/Gelesene nicht eher Gesprochenes/Gehörtes ist, das zwar schriftlich medialisiert wurde, aber von seiner oralen Konzeption her mündlich - und auf mündliche Rezeption ausgerichtet - ist.

Es soll deshalb geprüft werden, was mit der Mündlichkeit im Wechsel von einem Medium zum anderen - und damit von einer mündlichen Realisierung hin zu einer schriftlichen - passiert. Und: Wo und aus welcher Perspektive heraus findet sich der reale mündliche Erzähler als narrative Vermittlungsinstanz in der Schrift wieder?

Bevor wir in die genaue Bearbeitung der Beispielerzählung einsteigen, möchte ich zunächst zu bedenken geben, dass die *oral poetry* keine alltags-sprachliche, authentische Mündlichkeit abbildet; vielmehr handelt es sich um eine fiktive, simulierte Oralität. Die essentiellen Charakteristika der Sprech-

sprache wie Spontaneität, Unmittelbarkeit sowie physische, illokutive und referentielle Nähe fehlen. Im Gegensatz dazu existieren stark vorgeplante, stilisierte Äußerungen, welche die Sprechsprache in den gegebenen Fällen zu imitieren suchen. Dadurch wird eine neue Varietät der Sprechsprache, die fingierte Sprechsprache, erreicht. Diese simulierte gesprochene Sprache wird in der Erzählung zudem in schriftlicher Form abgebildet. Der Schriftsteller täuscht also mündliche Sprache im schriftlichen Medium vor.

In jedem literarischen Werk hat der Autor damit zugleich die Möglichkeit, zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu nuancieren, d.h. entweder spontaner und vertrauter zu werden – man spricht deshalb auch bei der Mündlichkeit von Nähesprache –, oder aber geplanter und organisierter, man nennt deshalb die Schriftsprache auch Distanzsprache (vgl. Koch/Österreicher 1985). Er kann also seine fiktive Figurenrede planen und hat dabei die Gelegenheit, anders als im spontanen Alltagsgespräch, diese zu perfektionieren. Er muss zugleich die Nähe-Umstände eines unmittelbaren Alltags-Gesprächs vortäuschen, welche die situative Direktheit, die Privatheit der Gesprächspartner sowie die Spontaneität der Äußerung ausmachen. Die so erzielte Illusion der Nähe findet sich auch in der mündlichen Dichtung. Bis auf einen grundsätzlichen Unterschied: Hier **sind** es mündlich realisierte Repliken. Der Rezipient kann das Gespräch hören und sehen und imaginiert nicht nur sein Stattfinden. Dennoch muss auch er darüber hinweggetäuscht werden, dass dieses Gespräch im Voraus geplant und auswendiggeleitet wurde. In diesem Sinne arbeitet auch die *oral poetry* mit Strategien fingierter Mündlichkeit, um Ungeplantheit und Spontaneität vorzutäuschen.

Und genau darum wird es im Folgenden gehen: diese Spuren von Mündlichkeit in der Beispielerzählung *Faustino* zu entdecken. Und zwar auf den oben erwähnten zwei Ebenen: zum einen die Spuren, die auf die gezielte Fingierung von Alltagsmündlichkeit zurückgehen (sprachliche Ebene im weiteren Sinne) und zum anderen die Strategien, die auf die Imitierung von typischen Mustern der *oral poetry* (strukturelle Ebene) abzielen.

Die einschneidendste Veränderung, das Fehlen des realen Erzählers, soll Ausgangspunkt der Analyse sein. Die für die mündliche Darbietung unerlässliche Instanz des ‚guten Erzählers‘ muss in der Schriftlichkeit kompensiert werden. In *Faustino* werden die Erzählerpassagen von fiktionalen Instanzen übernommen:

“Contarei agora a história do Faustino.” (Luandino Vieira 1960: 139)

Zu Beginn haben wir einen Ich-Erzähler, der in einer Art Rahmen in das Geschehen, zumindest in die Figur des Protagonisten einführt. Die Erzählperspektive ist also die des fiktiven Ichs, das als extradiegetischer Beobachter eine externe Fokalisierung des narrativen Geschehens vornimmt. Das ‚Ich‘ des Vortragenden gehört in der traditionellen Dichtung Afrikas jedoch nicht einer Person, sondern gilt als Echo von Anderswo. Es ist nie autobiographisch, sondern unpersönlich, um eine stärkere Übertragbarkeit und Identifikation mit der dargebotenen Thematik zu ermöglichen.

Das Proömium dient als Einleitung auf den zu behandelnden Gegenstand. Intertextuell gesehen liest es sich als direkte Anlehnung an mündlich überlieferte Traditionen (antike Epen, Homer). Indem er den realen Erzähler simuliert, der etwas ‚erzählen‘ wird, schreibt sich Luandino Vieira bewusst in die Diskurstradition der *oral poetry* ein. Auch hier wird der Exordialtopos zur Hörerlenkung, zur Andeutung des Themas, zur Einführung in Raum und Zeit und zur Festlegung der Stillage eingesetzt. Die Bloßlegung des ästhetischen Verfahrens erfüllt den Zweck, die Erzählung von Beginn an in ein Spannungsverhältnis zwischen Realität und Fiktionalität zu tauchen.

Es folgt eine Angabe der Quelle, erst in negierter Form:

“Não foi a Don’ Ana que me contou, não senhor.” (Ebda.)

Dann unter Berufung auf eigene oder fremde Quellen:

„Esta história eu vi mesmo, outra parte foi ele que contou.“ (Ebda.)

Auch die Angabe der Gewährsmänner ist ein Zeichen für die gezielte Einbettung in die Diskurstradition der mündlichen Dichtung; zugleich ein für die Gattung typisches Gesuch um Authentizität (Authentizitätstopos). Die Beschwörung der Richtigkeit stützt Ricoeurs These der „Präfiguration“ (dass alles Erzählen sich aus der referentiellen Wirklichkeit speist), um erst im Prozeß der „Konfiguration“ die Fabelkomposition als neues Werk entstehen zu sehen (Ricoeur 1989: 129 - 149). Die Zweiteilung „*eu vi mesmo – ele que contou*“ liefert erste Indizien auf den Wechsel der Erzählperspektive und damit auf die komplexe Struktur der kurzen Erzählung. Das Zitieren von Gewährsmännern findet sich fast uneingeschränkt in den Romanen des 19. Jahrhunderts, die im Erzählermodus referieren. Die Tatsache, dass sich die angolische Erzählung in diese Reihe stellt, zeigt, dass die mündliche Erzähldichtung die literarhistorische Schwelle zum Reflektormodus unbeachtet gelassen hat.

Der ‚Gesprächspartner‘ des narrativen Ich-Erzählers wird als fiktiver Leser/Hörer direkt angesprochen: Dabei bildet das Gesprächswort *não senhor* die Simulierung der direkten Anrede als realer Zuhörer einer mündlichen Performance ab. Als Kontaktsignal dient es der Fingierung von (personaler) Nähe einer typischen alltagssprachlichen Situation. Weitere Mündlichkeitsmarker, die die Erzählung von Beginn an als simulierten *code parlé* definieren, liegen auf phonischer Ebene in der Liaison von *Don’Ana* vor, auf semantischer Ebene im erhöhten Deixisaufkommen (*agora, mesmo, esta*) und in der Verstärkung der Negation (*Não, ... não senhor*), im syntaktischen Bereich in der Segmentierung (Linksversetzung) (*esta história, outra parte*) sowie in der asyndetischen Reihung parallel aufgebauter Sätze. Im lexikalischen Bereich fällt eine extreme Wiederholung einzelner Wörter auf (*contarei, contou, história*). Diese lexematische Invarianz bietet in ihrer Wiederholung und Parallelstruktur ein doppeltes Signal für die gezielte Einbettung in die Tradition der *oral poetry* zu sehen, denn auf semantischer Ebene wird auf das Hauptanliegen der mündlichen Überlieferung – eine Geschichte zu erzählen – angespielt: *contar uma história*.

Und dann beginnt die eigentliche Geschichte:

„Faustino é o seu nome. Faustino António.” (Ebda.)

Der Name des Protagonisten wird formelhaft zu Beginn genannt, ganz so, wie es einer mündlichen Rezitation entspräche. Die herausragende Funktion des Eigennamens in der angolischen mündlichen Dichtung ist darauf zurückzuführen, dass diesem kosmische Energien unterstellt werden. Immer wieder taucht er auf, um dem Text Dynamik und Suggestivkraft zu verleihen. Als [origo-nahe] Referenz bezeugt er zudem die in der fingierten Mündlichkeit notwendige personale und situative Nähe. So wird er in obiger Passage gleich zweimal wiederaufgegriffen: einmal in rhematischer Voranstellung *Faustino*, das zweite Mal als engführender Nachtrag *Faustino António*. Der Leser/Hörer stellt sich auf eine Begebenheit aus dem Leben des Helden ein, auch wenn dieser Held sich im Verlauf der Erzählung - anders als in den antiken Epen - als Antiheld herausstellt. Im übrigen zeigt die Namenswahl eine intertextuelle Bezugnahme auf Goethes Faust und charakterisiert damit den Protagonisten von vornherein als eine Figur, die sich durch eifriges Studium und den Wunsch nach Bildung auszeichnet. Das erklärt vielleicht, dass auf 6 Seiten Erzählung 14 Mal in stoischer Repetition die Tatsache erwähnt wird, dass Faustino studiert:

„[...] estuda, estuda muito até ser alguém.“ (144)

Einmal etabliert, hat sich der Ich-Erzähler nun zurückgezogen: Als auktorialer Erzähler simuliert er jetzt den Blick des anscheinend objektiven Erzählers (Nullfokalisierung), der aber natürlich genauso Partei ergreift, wie es der reale Erzähler der mündlichen Dichtung tut. Berühmte Vorbilder des heimlichen Rückzugs des präsentierenden Ichs hin zu einer angeblich unparteiischen Erzählperspektive kennen wir bereits aus den Großformen der europäischen Literatur<sup>5</sup>.

In der nun folgenden Exposition wird die erniedrigende Situation des schwarzen Liftboys Faustino, der sich die Abfälligkeiten der Weißen mit einem Lächeln gefallen lässt, dargelegt:

“O menino deita a língua de fora e Faustino sorri. Ele sorri sempre. Ganhou aquele jeito de sorrir, apanhou aquele jeito, pois [...] tem de ser assim.” (139)

Auffällig ist hier der Parallelismus in der Syntax und die dreifache Wiederholung des Lexems *sorri*: Beide Strategien werden als auffälliges mündliches Stilmittel den gesamten weiteren Text durchziehen und ihn mit einer strukturellen Isotopielinie unterlegen. Außerdem typisch für die orale Konzeption ist, dass die Nähe zur Situation und zur Figur präsentisch ausgedrückt wird.

Ein analeptischer Zeitsprung (vgl. Genette 1994) greift dann in der Erzählung auf ein Ereignis zurück, das innerhalb der Geschichte zu einem früheren Zeitpunkt stattgefunden hat:

“Negro – disse o menino deitando a língua de fora. Faustino sorriu. Sorri sempre.“ (140)

Hier haben wir konsequenterweise das Perfekt (*disse, sorriu*). Wir sehen wieder die bemerkenswerte wörtliche Wiederholungen ganzer Äußerungen sowie die durchgezogene Isotopielinie des lächelnden Faustino (*Faustino sorriu. Sorri sempre*). Die sich ständig wiederholenden Parallelismen sind Kennzeichen des formelhaften Stils der *oral poetry*, in ihrer engführenden, fast torsohaften Syntax aber vor allem auch Eigenschaften des fingierten *code parlé* in der Literatur. Die Bemerkung zur Hautfarbe (*negro*) steht als Tribut an die Bewegung

---

<sup>5</sup> Etwa Flauberts *Madame Bovary* oder Victor Hugos *Notre Dame de Paris*.

der *négritude*, die zum Zeichen der Bewusstwerdung der eigenen Identität die Hautfarbe in ihren Erzählungen immer erwähnt<sup>6</sup>.

Zurück zur präsentischen Erzählung erfährt der Rezipient etwas über die Studieninhalte, mit denen sich Faustino beschäftigt: Geographie, Geometrie und Naturwissenschaften. Sie werden als Gedankenrede in einem hypodiegetischen Einschub präsentiert und bilden Faustinos Innensicht ab. Gleichzeitig spiegeln sie die animalistische Welterfahrung der Afrikaner wider, deren Verbundenheit mit der Natur und mit dem sie umgebenden Kosmos.

Das anschließende Ereignis liefert ein weiteres repetitives Element, das die sprachliche und narratologische Struktur beeinflusst und damit die doppelte Oralität des Textes unterstreicht:

“O filho malcriado deitando a língua de fora. – Bóbi, Bóbi, xé Bóbi....  
Bóbi é como ele chama ao Faustino. Bóbi é o cão da menina do terceiro andar... [...] Faustino sorri [...]”(141)

Hier wird der vorher aufgebaute Kontrast von *deitar a língua de fora* und *sorrir* noch durch Mehrfachsignalisierung verstärkt: durch die Gleichsetzung von Faustino mit dem Schoßhündchen Bóbi (*Bóbi é como ele chama ao faustino*). Der Schwarze wird verdinglicht; doch er lächelt noch immer (*Faustino sorri*). Die Erniedrigung wird durch die Wiederholung des Lexems *Bóbi*, die syntaktische Linksversetzung, die *mise en relief*-Struktur (*Bóbi é como ele chama*) sowie den parallelen Aufbau der Äußerungen noch stilisierend hervorgehoben. Das Ideophon (*xé*) täuscht die phatische Funktion einer typischen Sprechersituation im Medium der Schrift vor. In seiner Expressivität dient es der Individualisierung des Sprechaktes. Eine derartige Häufung von Markern der Unmittelbarkeit und Direktheit kommt nur in der gesprochenen Sprache vor. Die Wiederholungen von *Bóbi*, aber auch die von *sorrir*, enthalten neben dem Effekt der Steigerung die Aufforderung zur Orientierung im Text. Diese orientierende Erfahrung ist unabhängig von den Zeicheninhalten. Ihre Eigenart ist, dass sie kognitive und affektive Wirkungen mischt. Für den Prozeß der Decodierung eines Textes der *oral poetry* ist die affektive Wirkung dieses Grundprinzips sprachlicher Ästhetik ausschlaggebend für ihren Erfolg. Die textlich orientierende Wirkung der Rekurrenz können wir auch im weiteren Verlauf der Erzählung beobachten.

---

<sup>6</sup> In *Faustino* begegnet viermal die Erwähnung *negro*, dreimal *branco*, zweimal *preto*.

Diese führt den Rezipienten ein weiteres Mal in die Gedanken der Hauptfigur. In interner Fokalisierung erhält der Rezipient Einblick in die Vorlieben, die Faustinos Leben in der erzählten Zeit bestimmen:

„Primeiro as flores. Disso ele gostava. Gostava muito de flores [...]. Faustino gostava de flores. Gostava de Maria. Maria que lhe trazia cigarros [...]. Faustino gostava de flores.“ (142)

Faustino liebt Blumen (*gostava de flores*; animalistische Erfahrungswelt) und Maria. So schlicht wie die *énoncés* ist auch die *énonciation*. Die Reduktion auf das Wesentliche ist typisch für den traditionellen Stil mündlicher Dichtung. Sie gewinnt ihre Intensität gerade aus der echotischen Reihung immergleicher Wendungen. Eine elliptische Struktur, Rhema-Thema-Veränderung, Wiederholungen sowohl auf lexikalischer als auch auf syntaktischer Ebene, Nachträge und Wiederaufgriffe sind die augenscheinlichsten Marker von simuliert-konzeptioneller Mündlichkeit in dieser Äußerungssequenz. Als assoziative Ketten wirken sie aufgrund ihrer Häufung in der Skripturalität fast infantil. Die Rekurrenzen klingen wie Signalwörter oder Refrainstrukturen in der musikalischen Dichtung. Es scheint so, als ob sich die mündliche Erzählung in ihrer Eigenschaft als mit Musik und Gesang begleitete Performance die stakkatoartigen Refrainstrukturen aus der Musik zu eigen macht, um eine erhöhte Appellstruktur ihres Textes zu erwirken.

Eine neue Qualität in der Beziehung zwischen erzählter Zeit und Zeit der Erzählung (Zeitpunkt des Erzählens, der ja im mündlichen Vortrag mit der Erzählzeit durchaus übereinstimmt) hat sich eröffnet. Plötzlich ist das gewählte Tempus der Erzählung das Imperfekt (*gostava*). Eine Distanzierung zur aktuellen Situation und zur erzählenden Figur tritt ein. Auf diesem Weg bringt die veränderte Zeitform die oben angekündigte perspektivische und strukturelle Binarität der Erzählung (*eu vi mesmo – ele mesmo que contou*) zum Ausdruck. Nicht mehr der als auktorialer Erzähler verkappte Ich-Erzähler berichtet, sondern die Fokalisierung findet aus dem Kopf der Figur heraus statt. Die Distanz von Geschichte und Narration bewirkt einen subtilen Reibungseffekt, eine Zeitverschiebung in der Erzählung der Ereignisse. Diese leichte Zeitverschiebung macht deutlich, dass die fiktionalen Tempora nicht mit den grammatischen übereinstimmen; auch in *Faustino* stehen sie im Dienste ihrer poetischen Kommunikationsfunktionen und definieren sich über den Kontrast zu den anderen Tempora der narrativen Welt.

Die Stimme des Hausverwalters unterbricht abrupt Faustinos Gedankenwelt um Maria und die Blumen, die er – ganz in Gedanken – abpflückte:

“[...] O teu trabalho não é estragar as flores. As flores são para as senhoras do prédio.“ (143)

An dieser Stelle kippt die Geschichte.

„Faustino não sorriu. Não gostava que o encarregado dissesse aquilo. Flores são flores, não são de uns nem de outros. Nascem da terra se os brancos plantam ou se os pretos plantam.“ (143)

Die Zäsur wird sprachlich durch die Verneinung der beiden wichtigsten Verben der Erzählung markiert (*não sorriu, não gostava*). Faustino lächelt nicht mehr; seine bescheidene Zustimmung zu den vorher akzeptierten Werten schlägt um. Aus dem ‚naiven‘ Imaginarium des angolanischen Schwarzen kristallisiert sich das erwachende Bewusstsein von sozialer Unterdrückung, Rassismus, Identität und Afrikanität heraus.

Eine Entwicklung zeichnet sich ab. Wieder aus der Innenperspektive (Erinnerungen Faustinos) erfahren wir die Ursache für die langsame Umkehrung von Faustinos früherer Konformität in Auflehnung und Widerstand:

“Maria era a flor de Faustino e disparatou o encarregado. Foi despedida. Desde esse dia Faustino não riu mais. Já não sorria ao fechar ou abrir as portas do elevador.“ (143)

Erst wurde ihm Maria genommen, dann die Blumen verweigert. Von diesem Moment an lacht Faustino nie mehr (*não riu mais, já não sorria*). Allein an der semantischen Potenz dieses Verbs bzw. seiner Verneinung ist die gesamte narratologische Struktur der Erzählung festgemacht.

Die hier parallel konstruierte semantische Isotopielinie von *flores* zu Maria sowie deren metonymische Gleichsetzung zeigt die intratextuellen Verknüpfungsmittel, mit denen die mündliche Erzählung ihre Expressivität und Dichte gewinnt. Für einen Rezipienten, der nur die Möglichkeit der einmaligen Aufnahme hat, ohne Gelegenheit zum wiederholten Nachlesen, ist diese Art der engen Verwebung und Wiederholungsstruktur unabdingbare Voraussetzung zum Verständnis und zur Refiguration der imaginierten Erfahrungswelten im Sinne Genettes (vgl. Genette 1994).

Der Höhepunkt bahnt sich an. Die eng verzahnte, sich stets auf Wiederholungen stützende mündliche Erzählung greift ein weiteres Mal auf bereits verwendete, rekurrente Muster zurück:

“O menino malcriado [...] deitou a língua de fora e gritou: - Bóbi, Bóbi! [...] e outros meninos, todos de língua de fora, gritavam: - Bóbi! Bóbi! Bóbi!” (144)

Der Anlaß zum Ausbruch ist gegeben:

„O jacto de água da mangueira apanhou os meninos e molhou-os da cabeça aos pés.” (144)

Die exzessive Wiederholung einzelner Passagen (*O menino gritou, os meninos gritavam*) sowie die beschimpfende Anrede (*Bóbi*) bringen das Fass der Konformität zum Überlaufen. Eine äußerst niedrige Wortwahl, extreme lexematische und syntagmatische Invarianz sowie textpragmatisch wirksame Interjektionen und Holophrasen stellen die Markierungen dar, die hier zur Simulierung einer typischen Sprechsprache-Situation gewählt wurden.

Faustino zieht die Konsequenzen und geht. Im Weggehen hört er noch:

„Bóbi! Bóbi! Bóbi era o cão de luxo da senhora do terceiro andar.“ (145)

Es ist die fast wörtliche Wiederholung einer der Anfangssequenzen. Die erzählte Zeit wirkt aufgrund der wörtlichen Wiederholung wie stehen geblieben. Die Erzählzeit ist hingegen ans Ende gekommen.

Der pseudo-reale Ich-Erzähler übernimmt wieder den Faden der Erzählung und führt den ‚Zuhörer‘ durch eine Transgression zur extradiegetischen Rahmenhandlung und damit scheinbar zurück in die ihn umgebende Realität:

“Contei a história do Faustino. Do Faustino que gostava de estudar e de flores, que ria sempre.“ (145)

Der ‚hörende‘ Rezipient des gesprochenen Vortrags würde an dieser Stelle das Ende der Erzählung, seine sphärische Geschlossenheit wahrnehmen. Natürlich differiert das Tempus hier (Perfekt: *contei*) von dem des Beginns der Erzählung (Futur: *contarei*), da jetzt die reale Erzählzeit – fast – beendet ist. Nochmals werden die wichtigsten Signalwörter genannt (*Faustino, gostava, estudar, flores, ria*), die der Geschichte ihre narratologische Struktur verliehen haben.

Der ‚lesende‘ Rezipient hingegen fragt sich nach der Notwendigkeit der wortgetreuen Wiederholung des Beginns (*Não foi a Dona Ana ...*), der noch-

maligen Beteuerung der Authentizität bzw. Referenz der Gewährsmänner: Wenn als allgemeinste Leistung des literarischen Kunstwerks dessen Fähigkeit gilt, sich selbst einen Rahmen zu setzen (vgl. Lotman 1993), dann wäre diese ausdrückliche „Abrundung“ (Lämmert 1990: 26f) – zumindest was den Kommunikationsvorgang zwischen lesendem Subjekt und Textvorgaben anbelangt - überflüssig.

Ich komme zum Schluss. Wiederholungen sind Echospiele. Sie verweisen auf die Zeitlosigkeit der fiktionalen Welt<sup>7</sup>. Ihre Rekurrenz ermöglicht eine künstliche Spannung, die es der Erzählung erlaubt, die Linearität der Ereignisse zu umgehen. Als Verfahren der poetischen Sprache sind sie in der mündlichen Dichtung dem Gebrauch der Stimme<sup>8</sup> verhaftet und deshalb besonders auffällig. In der *oral poetry* Angolas ist jede Erzählung in diesem Sinne repetitiv, bestehend aus zahllosen Wiederaufnahmen, die auf diese Weise einen Dialog mit dem eigenen Thema schaffen (vgl. Ricoeur 1989). Am Band der Verben *sorrir* und *gostar* ließ sich in *Faustino* nicht nur die gesamte Struktur des Textes, sondern auch dessen intentionale Ausdruckskraft nachzeichnen. Die zunächst monologischen Wörter entwickelten eine vielschichtige Dialogizität (vgl. Bachtin 1979), die den eindimensionalen Text zu einer polyphonen Textur werden ließ. Die Wiederholung als Kennzeichen der Oralität ist zum Stilmittel der literarischen Inszenierung geworden.

Anhand von *Faustinos* narratologischer und sprachlicher Struktur ließ sich herausstellen, dass sich Luandino Vieiras Text genau in dem Zwischenbereich bewegt, der an der Schnittstelle zwischen der angolansichen *oral poetry* und der literarisierten Mündlichkeit schriftlicher Erzählungen liegt. Wir haben es hier mit einer gesteigerten (tertiären) Oralität zu tun, die neben den sprachlichen Fingierungen auch die anthropologischen Besonderheiten mündlicher Dichtung wie etwa Proxemik, Rhythmus, Körperhaltung, in der Schriftlichkeit vorzutauschen sucht. Dabei handelt es sich nicht nur darum, die schriftliche Aufzeichnung mündlich überlieferter Erzählfassungen zu erwirken. Vielmehr geht der Autor sehr innovativ mit dem vorhandenen Material um: „[...] *ele reinventa*.“ (Ferreira 1978: 42). Zum einen schreibt er sich – simulierend – in die Erzähltraditionen ritueller Texte ein, zum zweiten ahmt er Mündlichkeits-signale in der Schrift nach, und zum dritten gilt ihm natürlich die schriftliche Literatur als Bezugspunkt. Heute wird die gesamte mündliche Dichtung immer in Berührung mit der Schrift ausgeübt, so dass Luandino Vieiras

---

<sup>7</sup> Vgl. zur Wiederholung als narratologischer Kategorie P. Ricoeur (1989: 129-149).

<sup>8</sup> Vgl. zur Stimme und ihren Möglichkeiten der Fiktionalisierung von Texten die Betrachtungen G. Genettes (1994: 151-188).

mündliche Schriftsprache, seine pseudorealistiche Mündlichkeit als Versuch gelten darf, zwischen beiden Konzeptionen zu vermitteln.

Die Überlagerungen, die sich zwischen den beiden Konzeptionen von Mündlichkeit und Schriftlichkeit u.a. aufgrund ihrer unterschiedlichen Medialisierung einstellen, haben zur Folge, dass der Rezeptionsmodus nicht eindeutig ist. Eine gezielt mündlich konzipierte Erzählung, die schriftlich fixiert ist (*code parlé graphique*), aber den Anschein aufrecht zu erhalten sucht, zum mündlichen Vortrag bestimmt zu sein, verlangt eine „Stimme“, die hinter dem Text „vibriert“ (Zumthor 1990: 113). Auf diese pseudorealistiche Erzählerfigur trifft ein Rezipient, der dem schriftlichen Text zwar als impliziter – und fiktiver – Leser eingeschrieben ist, der aber in diesem Fall die Rolle des ‚künstlichen‘, pseudorealistiche Zuhörers übernimmt. Doch antworten oder eingreifen – wie ein realer Zuhörer – kann er nicht. Die veränderte Rezeptionsdisposition macht die Stützen der *memoria* wie etwa die festen Muster (Rahmen) und Formeln (Namensnennung), die Redundanzen auf sprachlicher und struktureller Ebene, die Parallelisierung des gesamten Textes sowie die Markierungen von alltäglicher Mündlichkeit zur Fingierung situativer Nähe unerlässlich in einem Rezeptionsvorgang, der ja auf Einmaligkeit und Flüchtigkeit beruht. Wirkungsästhetisch gesehen ergibt sich eine polyphone Dopplung, die gerade darauf beruht, dass es sich nicht nur um einen Lesakt, sondern auch um einen ‚Akt des Hörens‘ handelt. Denn der ‚lesende Zuhörer‘ der mündlichen Dichtung von Luandino Vieira ist Verbraucher und Richter zugleich, er trägt zur Realisierung des Werks bei und ist damit ‚sichtbarer‘ Co-Autor.

Der Rezipient von Luandino Vieiras schriftlich verfaßten Erzählungen fühlt sich in die angolische Tradition des mündlichen ‚Geschichtenerzählens‘ eingebunden (Gikandi 2003: 445). Denn als erstem angolischem Schriftsteller gelingt es ihm, die Brücke zu schlagen zwischen Erzählstrategien, die sich sowohl aus den Formen der traditionellen Dichtung als auch aus denen der literarisierten Oralität speisen (Margarido 1980: 370), um letztlich zu einem ganz eigenen literarischen „*estilo pessoal e angolano*“ (Ferreira 1978: 43) zusammenzufließen.

Wenn Luandino Vieira einmal sterben sollte, wird seine ‚Bibliothek‘ nicht mehr verloren gehen können. Es wird einen neuen Erzähler geben, der diese immer aufs Neue wiedererzählt: „*Contarei agora a história do Luandino...*“

### **Kleine Werkauswahl von José Luandino Vieira**

#### Erzählungen

- A Cidade e a Infância (1957, 1960)
- Luuanda (1963)
- Vidas novas (1968)
- Velhas estórias (1974)
- No antigamente, na vida (1974)
- Macamdumba (1978)

#### Romane, Novellen

- A vida verdadeira de Domingos Xavier (1961)
- Nós, os do Makulusu (1974)
- livro dos rios, 1° vol. da trilogia De rios velhos e guerrilheiros (2006)

### **Bibliographie**

Luandino Vieira, José, 21978. *A Cidade e a Infância*. Lisboa: Edições 70.

Luandino Vieira, José, 1982. *Luuanda*. São Paulo: Ática.

\*\*\*

Bachtin, Michail M., 1979. *Die Ästhetik des Wortes*. Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Rainer Grübel. Frankfurt a.M.: Edition Suhrkamp.

Cavalcante Padilha, Laura, 2007. *Entre voz e letra*. O lugar da ancestralidade na ficção angolana do século XX. Rio de Janeiro: Pallas Editora.

Deleuze, Gilles, 1992 [1969]. *Differenz und Wiederholung*. München: Fink.

Ehling, H./Ripken, P., (Hgg.), 1997. *Die Literatur Schwarzafrikas*. München: Beck.

Fernandes de Oliveira, Mário António, 1997. *A formação da literatura angolana (1851 – 1950)*. Lissabon: Imprensa Nacional - Casa da Moeda.

Ferreira, Manuel, 21978. “A libertação do espaço agredido através da linguagem”, in: Luandino Vieira, José, *A cidade e a infância*. Lisboa: Edições 70, 9-47.

Genette, Gérard, 1994. *Die Erzählung*. Übersetzt von Andreas Knop. München: Fink.

Gikandi, Simon, (Hg.), 2003. *Encyclopedia of African Literature*. London/New York: Routledge.

- Goetsch, Paul, 1993. „Oral storytelling“, in: Foltinek, Herbert et al., (Hgg.), *Tales and their telling difference*. Heidelberg: Winter, 183-200.
- Hamilton, Russell G., 1984. *Literatura africana, literatura necessária*. Lisboa: Edições 70.
- Hamilton, Russell G., 1991. „Lusophone Literature in Africa: Lusofonia, Africa and Matters of Languages and Letters“, in: *Callaloo*, vol. 14, Nr. 2, 324-335.
- Ingarden, Roman, 1975. „Konkretisation und Rekonstruktion“, in: Warning, Rainer, (Hg.), *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis*. München: Fink, 42-70.
- Iser, Wolfgang, 2002. „Mimesis und Performanz“, in: Wirth, Uwe, (Hg.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 258-259.
- Jahn, Janheinz, 1966. *Geschichte der neoafrikanischen Literatur. Eine Einführung*. Düsseldorf/Köln: Eugen Diederichs Verlag.
- Jaß, Hans Robert, 1977. *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik 1*. München: Fink.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf, 1985. „Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte“, in: *Romanistisches Jahrbuch*, 36, 15-43.
- Lämmert, Eberhard, 1990. *Bauformen des Erzählens*. Stuttgart: Metzler.
- Leite, Ana Mafalda, 1998. *Oralidades & escritas nas literaturas africanas*. Lissabon: Colibri.
- Lotman, Jurij, 1993. *Die Struktur literarischer Texte*. Übersetzt von Rolf-Dietrich Keil. München: Fink.
- Margarido, Alfredo, 1980. *Estudos sobre Literaturas das Nações Africanas de Língua Portuguesa*. Lissabon: A Regra do Jogo.
- Ong, W. J., 1987. *Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Pires Laranjeira, José Luís, 1995. *Literaturas Africanas de Língua Portuguesa*. Lisboa: Universidade Aberta.
- Ricoeur, Paul, 1989. *Zeit und Erzählung*. Bd. II. Zeit und literarische Erzählung. Übersetzt von Rainer Rochlitz. München: Fink.
- Santilli, Maria Aparecida, 1985. *Africanidade*. São Paulo: Ática.
- Seiler-Dietrich, Almut, 1984. *Die Literaturen Schwarzafrikas*. München: Beck.
- Zumthor, Paul, 1990. *Einführung in die mündliche Dichtung*. Berlin: Akademie-Verlag.

# QVR

Quo vadis, Romania?  
Romanistik-Verein

<http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>

Rest-  
exemplare!

## Themen:

- Nr. 6**, Jg. 1995: Landeswissenschaften in der Romanistik: Praxis-Probleme-Perspektiven
- Nr. 8**, Jg. 1996: Körpersprache – Zur Varietätenfrage unter besonderer Berücksichtigung romanischer Verhältnisse
- Nr. 9**, Jg. 1997: Lateinamerika aktuell – Zur Erinnerung an Susi Eßmeister
- Nr. 10**, Jg. 1997: Sprachenpolitik in der Romania
- Nr. 14**, Jg. 1999: luso-brasilianidade, italianità, francité, romanitate: Konzepte kollektiver Identität in Diskussion
- Nr. 15/16**, Jg. 2000: Exil in/aus der Romania – Beispiele aus dem 20. Jahrhundert
- Nr. 17**, Jg. 2001: Erinnern und Vergessen – nationale Gedächtnisorte in der Romania
- Nr. 18/19**, Jg. 2001/02: Deutschsprachige Rumänistik heute: Gesellschaft – Sprachen – Literaturen
- Nr. 20**, Jg. 2002: Sprache im Raum
- Nr. 21**, Jg. 2003: Le Sénégal – un modèle de gestion et de promotion des langues nationales pour l’Afrique
- Nr. 22**, Jg. 2003: 20. Wochenendseminar in Payerbach
- Nr. 23**, Jg. 2004: Sprachen im Recht?
- Nr. 24**, Jg. 2004: Die Sprachen der Avantgarde
- Nr. 25**, Jg. 2005: Politische Semantik in der Romania – Das Besetzen von Begriffen und Räumen
- Nr. 26**, Jg. 2005: Kriminalromane – Von der Trivilliteratur zur konsekrierten Literatur
- Nr. 27**, Jg. 2006: Zwischen Postkolonialismus und Selbstbestimmung: Mehrsprachigkeit und Sprachenpolitik im heutigen Afrika
- Nr. 28**, Jg. 2006: Grenzenlose Wissenschaft – Arbeiten zwischen Philologie und Soziologie
- Nr. 29**, Jg. 2007: Neue Herausforderungen für die Romanistik. Bilanz der ECTS-Folgetagung in Aachen
- Nr. 30**, Jg. 2007: Beiträge zur Sozialgeschichte von Sprachen

Inhaltsverzeichnisse siehe Homepage:

<http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>